Hattingen, den 12. Septbr. 1912. 19. Jahrgang. — Nummer 37.

Der Bote aus dem Ruhrtal.



Billigstes Wochenblatt für Stadt und Land.

Erscheint am Donnerstag einer jeden Woche

mit der Gratis-Beilage „Familienfreund".

Druck und Verlag von C. Hundt sel. Wwe. in Hattingen-Ruhr.

Für die Redaktion verantwortlich: C. Jänker in Hattingen-Ruhr.

Bezugspreis: Monatlich 15 Pfg. (frei ins Haus gebracht), durch die Post bezogen 45 Pfg. vierteljährlich (ohne Bestellgeld).

Anzeigengebühr: 12½ Pfg. die 1spaltige Zeile oder deren Raum, außerhalb des Leserkreises 15 Pfg. — Reklamen 50 Pfg.

Nach Maßgabe der Versicherungs-Bedingungen sind die Abonnenten des „Der Bote aus dem Ruhrtal" gegen Unfälle mit Todesfolge mit Mark 200, Bergleute unter Tage mit Mark 100, versichert. Jeder Unfall muß innerhalb 3 Tagen direkt bei der Geschäftsstelle dieser Zeitung angezeigt werden, jeder Todesfall aber sofort, spätestens innerhalb 48 Stunden. Bei Nichtbeachtung der Versicherungsbedingungen kann Unkenntnis derselben nicht als Entschuldigung dienen! Die Versicherungs-Bedingungen werden von Zeit zu Zeit veröffentlicht und stehen den Abonnenten jederzeit kostenlos zur Verfügung.

Wie siehts aus in der Welt.

Mit größtem Interesse ist der Besuch des deutschen

Kaisers

in der freien Schweiz von allen nachbarlichen Nationen verfolgt worden. Es darf mit großer Befriedigung festgestellt werden, daß der Empfang unseres Kaisers nicht nur ein herzlicher war, der ihm vom offiziellen Regierungsvertreter bereitet wurde, in gleicher Weise gab auch das Schweizer Volk seiner Freude Ausdruck. Die Manöverstrapazen wurden durch glanzvolle Festlichkeiten unterbrochen, die darlegen sollten, welchen Wert die Schweiz auf den Besuch des deutschen Kaisers legte. Durch seine Liebenswürdigkeit hat sich der Kaiser die Herzen des Schweizer Volkes erobert. Und daß er auch befriedigende Worte für die Leistungen des Milizheeres fand, wird ihm besonders hoch angerechnet. Ein ganz besonderer Empfang wurde ihm in Bern zuteil; unter dem Salut der Kanonen fuhr der kaiserliche Sonderzug in den Bahnhof ein. Auf der Fahrt zum Bundespalais bereitete das Publikum dem Kaiser die stürmischsten Ovationen.

Bei dem offiziellen Festakt wechselten der Bundespräsident Forrer und unser Kaiser Tischreden, die über das Maß der üblichen Versicherungen hinausgingen und die den Schluß zulassen, daß zwischen Deutschland und der Schweiz das bisher bestehende gute Verhältnis aufs neue gefestigt ist.

Beim Verlassen des Schweizer Bodens richtete der Kaiser an den Bundespräsidenten Forrer folgendes Telegramm:

„Herrn Bundespräsident Forrer, Bern.

Im Begriffe, das schöne Schweizerland zu verlassen, ist es mir ein Bedürfnis, Ihnen, Herr Bundespräsident, noch von der Grenze aus meinen herzlichsten Dank zu senden für die warme Aufnahme, die mir in so reichem Maße seitens der Behörden des Landes und durch die Bevölkerung überall bereitet worden ist. War es mir zu meinem großen Bedauern auch nicht möglich, das ursprüngliche Reiseprogramm in seinem vollen Umfange durchzuführen, so haben die wenigen Tage meines Aufenthalts mir doch viel Neues und Schönes gezeigt, und mit einer Fülle anregender Eindrücke kehre ich jetzt in die Heimat zurück. Besonders dankbar gedenke ich der beiden Manövertage, an denen es mir vergönnt war, die Leistungen Ihrer braven Truppen unter der Leitung tüchtiger und schneidiger Offiziere zu beobachten und zu bewundern und mit der Landbevölkerung in Berührung zu treten. Ich verlasse den Boden dieses gastfreien Landes mit den aufrichtigen Wünschen für dessen ferneres Gedeihen und für Ihr persönliches Wohlergehen.

Wilhelm I. R.

Der Bundesrat hat auf dieses Telegramm folgende Depesche an den Kaiser gerichtet:

Eurer Kaiserlichen Majestät sprechen wir für Ihr so freundliches Telegramm tiefgefühlten Dank aus. Es gereicht uns zu besonderer Genugtuung, daß die Leistungen unserer Offiziere und Truppen vonseiten Eurer Majestät eine so wohlwollende Anerkennung finden. Unser Milizheer darf auf das günstige Urteil von so hoher und kompetenter Seite stolz sein. In uns klingt die Freude über Eurer Majestät Besuch mächtig nach. Er wird uns und dem ganzen Schweizer Volke unvergeßlich sein. Wir senden Eurer Majestät unsere aufrichtigsten und wärmsten Wünsche für Ihr Wohlergehen.

Im Namen des Bundesrats: Bundespräsident
Forrer, Bundeskanzler Schatzmann.

In Hamburg starb nach kurzer Krankheit der

Bürgermeister Dr. Burchard †.

Der deutsche Kaiser sandte an den Senat folgendes Telegramm:

Bern, 6. September.

Die Nachricht von dem plötzlichen Tode des Bürgermeisters Burchard hat mich auf das schmerzlichste erschüttert. Ich spreche dem Hamburger Senat und der Hamburger Bürgerschaft meine tiefempfundene Teilnahme aus zu dem Verlust ihres Stadtoberhauptes, dieses von mir hochgeschätzten Mannes, dessen großen Verdienste von seiner Vaterstadt ebenso unvergessen bleiben werden, wie ich ihm wegen seiner hervorragenden Geistes- und Herzenseigenschaften und seiner oft erprobten Betätigung im Reichsinteresse ein dauernd dankbares Andenken bewahren werde.

Wilhelm I. R.

Fast sämtliche deutsche Fürsten sprachen dem Senat ihre Teilnahme aus, desgleichen auch der Kaiser Franz Josef.

In München fand der 16.

internationale Freidenkerkongreß

statt, der wieder einmal mit allem religiösen Denken aufräumte.

„Wir müssen einen großen Freiheitstrust gründen, Anarchisten, Sozialisten, Monisten, Liberale". „Portugal hat uns den Weg gezeigt, den wir gehen müssen!" „Der Glaube an Gott ist unmoralisch. Das Himmelreich muß auf Erden gegründet werden, „wie der große deutsche Dichter (Heine!) sagt."

„Wie wir dem Trunkenbold die Flasche wegnehmen, so müssen wir dem Volke den Glauben an das Uebernatürliche nehmen." Ein Franzose kreischt in die Versammlung: „Nous sommes tous socialistes; nous sommes tous anarchistes" — worüber die anwesenden Sozialdemokraten dankend quittierten. Den „Münch. Neust. Nachr." ist sogar dieses Gefasel zuwider, sie schreibt:

„Da konnte man Phrasen hören, die der Rüstkammer der oberflächlichsten Volksrednerei entnommen waren".

Mit dem Zeitalter des Monismus hat es noch gute Weile, denn die Bahn eines Häckels und Oswalds wandeln, setzt doch eine zu große Gebundenheit voraus.

Die evangelische Kirche unserer Westprovinzen steht gegenwärtig unter dem Eindruck der Amtsentsetzung des

Pfarrers Traub

in Dortmund. Er ist durch Entscheidung des Oberkirchenrats im Disziplinarverfahren aus dem Dienste entlassen. Das Urteil ist hart. Aber wenn man den in der „Dortmunder Zeitung" veröffentlichten Wortlaut der Begründung liest, so muß man sagen: Das, was Traub gegen die evangelische Landeskirche und ihre Behörden geredet und geschrieben hat, ist so scharf und so beleidigend, daß er sich selbst diesen Ausgang zuzuschreiben hat. Wenn jemand der Kirchenbehörde Heuchelei vorwirft und von Unsauberkeit in ihrem Verfahren redet und von ungesetzlichem Handeln ihres obersten Vertreters, der berufen ist über die Gesetzlichkeit zu wachen, wenn er die ganze Landeskirche und ihre Vertreter in großen Volksversammlungen dem Gespötte und der Verachtung preisgibt und feierlich den rücksichtslosesten Kampf gegen sie erklärt, wenn er so mit der Ehre von Amtsbrüdern umgeht, wie es Traub getan hat, so kann man nicht sagen, daß die Strafe unverdient wäre. Das wird sich nicht einmal ein beliebiger Verein gefallen lassen, daß sein Vorstand öffentlich von einem Mitglied so beschimpft, oder der ganze Verein so verhöhnt wird. Da wird man so einem Mann einfach sagen: Nun hört's auf! und wird ihn herausetzen. und da sollte sich die Landeskirche das stillschweigend gefallen lassen? Also er hat sich das selbst zuzuschreiben. Aber bedauerlich bleibt die ganze Sache.

Unsre lieben Nachbarn, die

Franzosen

sind durch den vorzüglichen Verlauf der Schweizer Reise unseres Kaisers sehr geknickt. In den ersten Tagen des Kaiserbesuches wußte die französische Presse nicht genug von der unfreundlichen Haltung des Schweizervolkes gegenüber dem deutschen Gaste zu berichten. In Leitartikeln der großen Pariser Zeitungen wurde die Schweiz gegen Deutschland scharf gemacht, alte Anekdoten mußten herhalten, um Unstimmigkeiten zu erzeugen. Aber alle Hetzereien verfehlten ihren Zweck. Nachdem der deutsche Kaiser aber in liebenswürdiger Weise die Führer der französischen Militärkommission begrüßt und ihnen einige Artigkeiten gesagt hatte, schlug die Stimmung vollständig um, und Zeitungen, die noch vor wenigen Stunden Ungünstiges über den Kaiserbesuch ihren Lesern auftischten, berichteten nun das Gegenteil. Die französische Eitelkeit ist zu allem fähig, sie provoziert den Krieg und diktiert den Frieden. Solche Gemütsmenschen sind unberechenbar, wir tun darum gut, unseren Nachbar immer scharf im Auge zu halten.

In

England

tagte der Kongreß der Arbeiterförderationen. Der nationale Kongreß der britischen Arbeiterförderationen wurde am Montag in Newcastle eröffnet. Nahezu an zwei Millionen Arbeiter waren vertreten, die ungefähr 500 Delegierte entsandt hatten. Im Laufe des letzten Jahres haben sich die Reihen der organisierten Arbeiter in Großbritannien um 300 000 vermehrt, und man kann mit Recht behaupten, daß der diesjährige Kongreß die vorhergehenden nicht nur in der Zahl der vertretenen Mitglieder, sondern auch in der Größe der Tagesordnung bei weitem übertraf. Ungefähr hundert Resolutionen lagen dem Kongreß vor. Nicht weniger als zehn behandelten die Arbeitszeit. Die Frage eines Achtstundentages ist seit langer Zeit Gegenstand der Beratungen des parlamentarischen Komitees der Arbeiterpartei gewesen, und zahlreiche Massenversammlungen, auf denen diese Frage zur Diskussion stand, wurden abgehalten. Von Mitgliedern dieses Komitees hört man, daß es der kommenden Parlamentssession eine Bill unterbreiten will, die die Unterstützung der Arbeiterpartei und der Vertreter der Arbeiter-Vereinigungen hat und die Einführung eines Achtstundentages für alle Arbeiter aller Industrien verlangt. Während nun die Förderationen der Kesselschmiede, der Schmelzhüttenarbeiter, der Maschinenschlosser, der Bäcker- und Konditoreigehilfen einen Achtstundentag fordern, würden sich die landwirtschaftlichen Arbeiter mit einer Reduzierung der Arbeitsstunden und der Bewilligung eines halben freien Tages in jeder Woche begnügen. Auch die Ladenangestellten wären vollständig zufriedengestellt, wenn sie eine Arbeitswoche von sechzig Stunden inkl. der Mahlzeiten erhalten könnten.

Vierzehn Resolutionen befassen sich mit der Lohnfrage, und die merkwürdigste unter ihnen ist vielleicht die der Vereinigung der Schriftsetzer, die den Kongreß auffordert, ein gemeinsames Vorgehen sämtlicher „Trade Unions" zu be-

Aus dem Leben eines Artisten.

Eine Geschichte aus dem Artistenleben von Metella Kron.

(Fortsetzung.)

Nach einer kurzen Pause fuhr Dr. Peretti fort: „Endlich, nach etwas mehr als zwei Jahren, fand ich sie in Genua. Sie lebte dort mit Lendva, dessen Weib sie geworden war, unter einem falschen Namen — wovon, das wußte niemand zu sagen, doch lag die Vermutung nahe, daß das Paar sich vom Spiel ernährte. Warum Lendva nicht mehr konzertierte, vermochte niemand zu sagen. Ich hatte Julia, strahlend und schön wie je, an ihres Gatten Seite vorüberfahren gesehen und nach längeren Nachforschungen das vorhin Gesagte, sowie die Straße, in welcher sie wohnte, erfahren. Sie lag schon fast vor der Stadt und besaß nur wenige, weit von einander entfernt gelegene Villen, deren eine das Paar gemietet hatte. Welche unendliche Mühe gab ich mir nicht, sie zu sprechen, aber vergebens — die Frau, welche sie bediente, ließ mich nicht vor. Wahrscheinlich hatte Julia mich von ihrem Fenster aus gesehen und Befehl gegeben, mich abzuweisen. Nun pilgerte ich Tag für Tag zu ihrer Villa, nahm im Gebüsch gegenüber Aufstellung, um den Augenblick abzupassen, in dem sie aus der Tür treten würde. Denn sie sprechen, ihr meinen Haß, meine Verachtung ins Gesicht schleudern wollte, mußte ich — für die Stunde dieser Abrechnung lebte ich ja nur noch. Es war dies förmlich wie zur fixen Idee bei mir geworden, die mich beherrschte wie einen Wahnsinnigen. Eines Morgens, als ich auch wieder nach der Villa ging, sah ich einen Bäckerjungen, der das Morgengebäck brachte, mit einem Straßenkehrer dort stehen und sprechen. Ich unterschied die wiederholt ausgestoßenen Worte: „Leer — leer — alles leer!" „Was ist leer?" fragte ich, zu den beiden tretend. Und nun erzählte der Bäckerjunge, daß er das Haus nicht wie sonst verschlossen gefunden habe und eingetreten sei; in die Küche, das Vorzimmer war er gegangen, ohne jemand zu begegnen, weiter vorzudringen, wagte er nicht. Kaum, daß ich dies vernommen, eilte ich, von der Angst beseelt, daß die Verhaßte mir doch wieder entronnen sein könnte, in das offene Haus. Keine Menschenseele war darin, die Unordnung in den Zimmern aber sprach von einer überhasteten Abreise. Da vernahm ich von fern klägliches Wimmern und, dem Ton nachgehend, gelangte ich in eine Stube, in der ein etwa 1½ Jahr altes Kind in einem spitzenbesetzten Bettchen lag und jammervoll weinte.

Julias Kind!

Im ersten Augenblick empfand ich nur Abscheu gegen das kleine schuldlose Geschöpf, aber als ich dann näher trat, mich über sie beugte und das Dingelchen, plötzlich zu weinen aufhörend, mir wie Schutz suchend die Aermchen entgegenstreckte, da — ja, was ich da fühlte, Worte vermögen es nicht zu schildern. Das waren Julias veilchenblaue Augen, aber statt des berechnenden, schmachtenden Blickes, der in den ihren lag, strahlte aus diesen Sternen eine, wie mich däuchte, göttliche Sanftmut und Klarheit. Und wie lieblich das süße kleine Gesicht war! Ein Engel — ein Engel, gleich denen, die sich auf den Bildern der altitalienischen Meister in den Mantelfalten Gottes bergen. Ein warmer Strom durchflutete mein erstarrtes Herz und löschte aus meiner Seele alles Begehren nach Rache und Vergeltung aus. Julias verhaßte Gestalt erblaßte vor meinem inneren Auge und dies Kind hier nahm Besitz von meinem Wesen und Sein. Sie meinen, so etwas wäre nicht möglich? Um ein Kind, ein Wesen, das noch keine eigenen Gedanken besaß, das eines andern Kind ist, lieben zu lernen, bedürfte es längerer Zeit? Ich sage Ihnen, es ist doch möglich, denn ich habe es erlebt. Allerdings muß man, um so etwas durchmachen zu können, so vereinsamt im Herzen, so elend und hoffnungslos sein, wie ich es damals war — nur dann kann ein Blick aus einem Kinderauge in einem schicksalsschweren, bedeutsamen Augenblick eine solche Wirkung haben, daß das Eis von dem armen Herzen schmilzt und es sich wieder dem Willen zum Leben, der Liebe öffnet.

Ich nahm das kleine Ding, das sich vertrauensvoll an mich schmiegte, auf meine Arme, ging damit zur Polizei, meldete das Geschehene und erklärte mich bereit, für das Kind zu sorgen. Man überließ es mir, ohne viel Umstände zu machen. Ich hütete mich wohl auszusagen, daß Julia und ihr Gatte hier unter falschem Namen gelebt hatten und daß ich sie kannte, aus Furcht, daß man die Flüchtigen dann vielleicht doch auffinden würde und sie sich am Ende noch entschließen möchten, ihr Kind zurückzufordern. Man hat sie nicht gefunden. Die Nachforschungen nach ihnen ergaben, daß sie in letzter Zeit in verschiedenen Städten Oberitaliens unter falschen, stets wechselnden Namen gelebt und sich tatsächlich vom Spiel — man vermutete sogar vom Falschspiel — ernährt hatten. Ihren wirklichen Namen kannte niemand, ebensowenig die Gründe ihrer plötzlichen Flucht. Wahrscheinlich hatten sie Furcht, daß man irgend einer Hochstapelei, die sie verübt, auf der Spur war.

Ich aber wanderte mit meinem Kinde nach dem Vaterlande zurück. In einer kleinen Gebirgsstadt Süddeutschlands ließ ich mich nieder und wendete meine ganze Energie an, um mir Stunden zu verschaffen. Mein alter Lebensmut war wieder erwacht und so gelang es mir denn auch. Ich nahm eine alte Artistin, eine ehemalige Seiltänzerin, die gleich Julias Mutter auf Jahrmärkten aufgetreten war und die ich bei meinen Wanderfahrten

stimmen, um eine allgemeine Lohnerhöhung von 5 Schillingen pro Woche für alle Grade von Arbeitern in öffentlicher und privater Anstellung und eine Arbeitszeit von 48 Stunden pro Woche durchzusetzen. Eine derartige Resolution lag bisher dem Kongresse noch nicht vor.

Die britische Bergarbeiterpartei mit einer Mitgliederzahl von 550 000 Mann hat 124 Delegierte zum Kongreß entsandt, die alle für die Forderung einer Verstaatlichung des Grundbesitzes, der Erz- und Kohlenbergwerke und der Eisenbahnen eintraten. Die Verstaatlichung der Eisenbahnen verlangt auch die Förderation der Eisenbahnbureaubeamten, die jetzt 20 000 Mitglieder zählt. Ein besonderes Komitee dieser Förderation hat wertvolles Material über die staatliche Verwaltung der Eisenbahnen in Deutschland, Frankreich und Belgien gesammelt, das dem Kongreß vorgelegt wurde.

Auf dem Kongreß war Gelegenheit geboten zu einer Debatte über den Syndikalismus. Die Syndikalisten behaupteten, daß ihre neue Lehre, die eine Lösung von Arbeiterfragen durch parlamentarisches Vorgehen ablehnt, gute Erfolge gezeitigt hat. Nach sorgfältiger Beratung hat das parlamentarische Komitee nun beschlossen, diese interessante Frage den Delegierten vorzulegen, indem es den Kongreß auffordert, „die politische Aktion der unabhängigen Arbeiterklasse in ihrem industriellen Kampfe zur Erlangung eines angemessenen Anteils an dem natürlichen Reichtum des Landes" zu unterstützen. Die Natur der Herausforderung, die in diesem verhältnismäßig versteckten Vorschlag liegt, ist den Syndikalisten kein Geheimnis.

In

Rußland

begeht man überall die Hundertjahrfeiern der Schlacht bei Borodino: Truppenübungen und Einweihung von Denkmälern ist für jede größere Stadt ein Gebot der Pflicht. Der Zar erließ einen Tagesbefehl an Armee und Flotte, in welchem er zur Verehrung und Nacheiferung der Helden von Borodino auffordert.

An der großen Feier in Borodino nahm der Kaiser mit seiner Familie teil. Ein Gottesdienst im Kloster leitete die Festlichkeit ein, dann folgte die übliche Prozession, den Schluß der Feier bildete eine glanzvolle Parade. Die prunkvollen Festlichkeiten können aber nicht die Sorge verscheuchen, die auf den verantwortlichen Ministern lastet. In der russischen Flotte sind schrankenlose Meuterei an der Tagesordnung. Vor Sebastopol bombardierten Kriegsschiffe die Forts, die nun die Kriegsschiffe unter Feuer nahmen. Der Kriegsminister verhängte über Sebastopol den Kriegszustand, gleichzeitig kündet er an, daß gegenüber Verrätern und Pflichtvergessenen die strengsten Bestrafungen angewandt würden. Die Uebeltäter können sich also auf Sibirien gefaßt machen.

Auf dem

Balkan

rumorts bedenklich; Bulgarien und Griechenland rüsten offen zum Kriege. Serbien verbietet bereits die Ausfuhr von Weizen, Hafer und anderen Futterartikeln. Alle Bemühungen von Deutschland und Oesterreich, Ruhe zu schaffen, werden vergeblich sein. Dem kleinen Kerle auf dem Balkan ist der Kamm derart geschwollen, daß alles gütige Zureden nicht mehr fruchtet. Außerdem rechnen die kampflustigen Gesellen auf eine „wohlwollende Neutralität" Englands.

Die türkische Regierung ist unter allen Umständen gewillt, den neuen Verwicklungen die Spitze zu bieten, sie bemüht sich eifrig, der inneren Schwierigkeiten Herr zu werden, und die Annahme ist berechtigt, daß ihr dieses Kunststück gelingt. Gelingt es noch, einen anständigen Frieden mit Italien abzuschließen, dann stehen den rauflustigen Balkanstaaten schwüle Tage bevor. Der türkische Soldat ist gewissenhaft, ergeben, anspruchslos, tapfer im Gefecht und von der guten Mission seiner Sache überzeugt. Daß er nach preußischem Muster einexerziert ist, gibt ihm noch einen besonderen Wert.

Die tatenlustigen Bulgaren, Serben und Griechen werden gut tun, noch einmal zu überlegen, ob Friedenhalten ratsamer ist.

Ein Krieg auf dem Balkan birgt eine Gefahr für den europäischen Frieden in sich; eine Aufhebung der Situation ist daher im Interesse aller beteiligten Nationen auf das freudigste zu begrüßen.

Die Eroberung von Marrakesch

in Marokko sowie die Befreiung der neun dort gefangen gehalten gewesenen Franzosen durch den Oberst Mangin war nur infolge der Uneinigkeit der südmarokkanischen Kaids möglich. Eigentliche Kämpfe fanden überhaupt nicht statt, da die Leute der beiden Kaids, die den Gegensultan El Hiba als einen Nebenbuhler haßten und nur auf den Augenblick warteten, um über ihn und seine Scharen herzufallen, alles getan zu haben scheinen. Hiba und seine Leute nahmen vor ihnen die Flucht, ehe die Franzosen überhaupt in die Stadt eingedrungen waren. Die französischen Gefangenen waren schon vorher von den Leuten der beiden Kaids befreit und in Sicherheit gebracht worden. Haben die Franzosen auch keinen Waffenerfolg zu verzeichnen gehabt, so ist doch der politische und moralische Erfolg, den sie davontrugen, nicht zu unterschätzen. Man darf jetzt hoffen, daß die Beruhigung des Landes Fortschritte machen wird, die dem internationalen Verkehr und nicht zum wenigsten dem sehr ausgedehnten deutschen Handel in Marokko zustatten kommen werden. Freilich, ob die Ruhe von Dauer sein wird, ist zweifelhaft.

Amerika

kommt aus den Skandalen nicht mehr heraus. Der frühere Präsident Roosevelt ist durch eidliche Zeugenaussagen als gewöhnlicher Erpresser entlarvt. Der Präsident der Standard Oil Co. sagt aus: Die Standard Oil Co. hatte im Herbst 1904 bereits die fürstliche Summe von 125 000 Mark zum Kampagne-Fonds für die Wiederwahl Roosevelts beigesteuert. Roosevelt verlangte darauf durch den Schatzmeister des Regierungs-National-Komitees noch weitere 105 000 Mark. Die Weigerung des Direktoren-Rates der Standard Oil Co., auch noch diese große Summe zu zahlen, brachte Roosevelt in Wut, der dann nach seiner Wiederwahl die gerichtliche Verfolgung der Standard Oil Co. wegen Erhebung resp. Gewährung ungesetzlichen Rabattes in allen Instanzen der Bundesgerichte veranlaßte.

Der große Teddy ist ob dieser Feststellungen aus dem Häuschen geraten, die „Newyorker Times" (tägliche Auflage 200 000 Exempl.) sagt in einem Leitartikel:

„Der schlichte Mann, der ein ehrbares Geschäft führt, hat viel mehr Grund Roosevelt zu fürchten, als die großen Korporations- (Trust)-Uebeltäter, die auf bösen Wegen wandeln. Roosevelt ist die das Gesetz am tiefsten verletzende und Zerstörung wirkende Kraft, die je in hoher Stellung auf unser Land losgelassen worden ist, um seine persönliche Rache alle die fühlen zu lassen, die ihm je zu nahe getreten sind, und um die Industrie und das Geschäft des Landes zur Befriedigung seiner selbstsüchtigen Zwecke zu ruinieren."

Und Roosevelt, der Mann mit der eisernen Stirn, hatte den Mut, sich von fast allen Fürstlichkeiten des Kontinents anfeiern zu lassen. Echt Amerikanisch!

Die Idee einer Belagerung von Newyork

lag den Manövern zugrunde, die dieser Tage in der Nähe von Newyork stattfanden und woran etwa 20 000 Mann teilnahmen. Nach der allgemeinen Kriegslage war eine feindliche rote Armee an der Küste von Massachusetts gelandet und bedrohte Newyork. Die blaue Armee sollte den Feinden den Weg verlegen. Wie nicht anders zu erwarten war, verliefen die Manöver programmäßig, d. h. der feindlichen Truppenmacht wurde eine Niederlage ohnegleichen beigebracht. Zwar war die :„feindliche Armee" zunächst in einigen Scharmützeln siegreich geblieben und rückte in Eilmärschen gegen die Riesenstadt vor, die blaue Armee hatte sich in der Nähe des Croton Valley konzentriert. Dort fand die „entscheidende Schlacht" statt, die den glorreichen Sieg der einheimischen Streitkräfte ergab. Newyork war gerettet. Drei Viertel der an den Manövern teilnehmenden Truppen bestanden aus Milizen, denen man von vornherein versprochen hatte, daß die „langweiligen und anstrengenden forcierten Märsche" fortfallen würden. Die Gesamtmarschleistung während der ganzen Manöver betrug nur 26 Kilometer.

Das 75jährige Bestehen der Firma Borsig.

Nachdem die Firma Krupp in Essen ihr 100jähriges Bestehen gefeiert hat, rüstet sich eine zweite gewaltige Firma, am 14. September ihr 75jähriges Jubiläum festlich zu begehen, die Berliner Firma Borsig in Tegel, jene Firma, die Deutschland zuerst vom englischen Maschinenbau unabhängig machte. Und wie dort der alte Vater Krupp, lebt auch hier der alte Vater Borsig wieder auf und zeigt uns in seinem Lebenslauf und Lebenswerk, was deutscher Geist und Fleiß, deutsche Beharrlichkeit und Umsicht zustande gebracht haben. August Borsig, der Gründer der Firma, war eines Breslauer Zimmermanns Sohn. 1804 geboren, erlebte er die sorgenvolle Zeit der Napoleonischen Kriege 1812 und 1813, aber er sah auch das neue Emporblühen seiner Vaterlandes, und so faßte der Knabe in patriotischer Begeisterung Pläne zu großen Taten. Nur Zimmermann freilich sollte er werden, und er ging deshalb bei seinem Vater in die Lehre. Jedoch, es trieb ihn höher hinauf; er ging zur Baufach über, 19 Jahre alt, wurde aber wegen „Untauglichkeit" vom Gewerbeinstitut in Berlin nach zweijährigem Studium entlassen. Und 29, nur 29 Jahre später? Da bewegte sich ein langer, langer Leichenzug, wie ihn Berlin noch kaum jemals gesehen, durch die Straßen der Stadt, Tausende von Arbeitern und Beamten seiner eigenen und aller anderen Maschinenfabriken gaben dem „Geheimen Kommerzienrat" August Borsig, dem einstigen armen Breslauer Zimmergesellen, dem ehedem wegen „Untauglichkeit" von der Bauschule entlassenen Großindustriellen, dem „Vater Borsig" das letzte Geleite! Von allen Fabrikgebäuden der Oranienburger Vorstadt, von allen Eisenbahnhöfen wehten schwarze Trauerfahnen, und am Grabe stand neben den Ministern und den Vertretern des Königs und der Prinzen ein Fürst der Wissenschaft: Alexander von Humboldt! Vater Borsig! Er verdinte diesen Namen in Ehren, denn er war allen seinen Arbeitern, die er selbst nur immer seine „Kinder" nannte, ein Helfer voll Liebe, wie es wenige nur gab. Für sie hatte er Kranken-, Spar- und Sterbekassen eingerichtet, längst also, bevor die Neuzeit solche schuf, alle Witwen und Waisen unterstützte er, alle Invaliden und Notleidenden. Er selbst schuf sich ein prächtiges Heim, bei dessen Besuch König Friedrich Wilhelm IV. einmal ausrief: „Wenn ich doch auch einmal so wohnte, wie Sie, lieber Borsig." Das Andenken auch dieses Mannes lebt fort für alle Zeiten!

Unbekannte Geschichten von Lincoln.

Aus den Aufzeichnungen des Privatsekretärs von Abraham Lincoln, John G. Nicolay, veröffentlicht seine Tochter Helen Nicolay im Century Magazine eine Reihe bisher unbekannter persönlicher Züge und Geschichten, die die warmherzige Menschlichkeit und die Größe dieser edelsten Gestalt der amerikanischen Geschichte lebendig ausstrahlen. Der Privatsekretär, der den Präsidenten aus engster persönlicher Berührung kannte, verzeichnet in den Jahren, bevor er der Mörderhand zum Opfer fiel, zahlreiche trübe Ahnungen und schlimme Vorzeichen; allgemein glaubte man im Volke, daß auch er wie seine Vorgänger, Harrisch und Taylor, eines gewaltsamen Todes sterben werde, und überall, wo er hinkam, wurden Warnungen laut. Lincolns Schwermut war nicht aus solchen Befürchtungen, die er durch einen kräftigen Scherz von sich abschüttelte, geboren, sondern aus dem tiefen Verantwortungsgefühl, das er als erster Diener seines Volkes empfand. Tiefe Demut paarte sich in ihm mit dem festen Glauben an seinen Beruf. Als ihm eine Deputation schwere Verleumdungen gegen einen alten Freund unterbreitete, gab er die Papiere zurück. Aber der Stimmführer sagte: „Sie sollen sie behalten, Mr. Präsident, Sie gehören Ihnen." „Kann ich damit tun, was ich will?" fragte Lincoln. „Ja," war die Antwort. Der Präsident ging zum Kamin, warf die Papiere in die Glut, und als der Raum von der neuen Flamme erhellt war, verabschiedete er die Deputierten mit einem harten Blick und einem einfachen: Guten Morgen, meine Herren." Die ergreifendste Szene aus den Papieren des Privatsekretärs erzählt von Lincoln und der Soldatenmutter. „Es ist äußerst schwer, das gewaltige Pathos in Lincolns Charakter zu schildern, wie es sich von Zeit zu Zeit äußerte. Da ist z. B. der Fall der Frau, die um die Entlassung ihres Sohnes bat. „Ist das alles?" fragte der Edward, den Türhüter, nachdem die gewöhnliche Menge der täglichen Besucher ihre Anliegen, Bitten und Sorgen vorgebracht hatte. „Da ist noch eine arme, alte Frau da, Herr Präsident," antwortete Edward. „Die jammert schon seit mehreren Tagen, sie möchte Sie sprechen. Aber noch hat sie keine Aussicht, dran zu kommen." „Laß sie eintreten," sagte Lincoln. Die Frau erzählte ihre Geschichte; sie hatte den Mann und drei Söhne beim Heer und litt bitterste Not. Ob ihr nicht der Präsident einen Sohn freilassen könnte? Lincoln stand während der ganzen traurigen Erzählung am Kamin, die Hände auf dem Rücken verschränkt, in tiefen Gedanken. Als die Frau geendet, öffnete er nur die Lippen zu dem lakonischen Satz: „Ich habe zwei und Ihr habt keinen." Dann setzte er sich an den Schreibtisch, füllte den Entlassungsbefehl aus und schrieb der Frau ausführlich auf, wohin sie sich zu wenden und wie sie es anzustellen habe, um den Sohn freizubekommen. Einige Tage später sagte Edward wieder während der Audienzen: „Die alte Frau ist da, und sie jammert und weint noch immer." „Laß sie eintreten," sagte Lincoln. „Was kann da noch sein?" Und wieder stand er am Kamin, und zum zweiten Mal hörte er eine traurige Geschichte. Des Präsidenten Schrift war ein Zauberschlüssel gewesen, der der Frau alle Tore aufgeschlossen, aber als sie nun glücklich ins Lager, ins

---

kennen gelernt, zu mir, damit sie Zora pflegte und meinen kleinen Haushalt versorgte. Sie befand sich in bitterster Not und kam daher mit Freuden zu mir. Ich hätte zweifellos eine bessere Wahl treffen können, aber wenn ich eine Frau aus respektableren Verhältnissen engagiert hätte, so würde ich mich der Gefahr ausgesetzt haben, daß sie nach meinen Beziehungen zu dem Kinde forschte und an unklaren Verhältnissen Anstand nahm. Von der heruntergekommenen alten Artistin hatte ich dergleichen nicht zu befürchten. Uebrigens hat die alte Lona mir nie Grund zur Unzufriedenheit gegeben — bis heute.

Stille, glückliche Jahre folgten, Zora blühte immer lieblicher heran. Die Aehnlichkeit mit ihrer Mutter, die ich anfänglich zu bemerken gewähnt, schwand mit den Jahren gänzlich, sie war innerlich wie äußerlich jener gänzlich ungleich geartet. Dennoch quälte mich ständig der Gedanke, daß das Vagabundenblut in Zora mächtig werden könnte, wie es bei ihrer Mutter geschehen war, und sie dann wie jene die Enge und Dürftigkeit der Verhältnisse drückend empfinden möchte. Dem wollte ich vorbeugen, aber wie? Zora mit mehr Komfort zu umgeben und ihr mehr Abwechslung, vielleicht durch Reisen, zu verschaffen, besaß ich nicht die Mittel und so verfiel ich denn auf eine abenteuerliche Idee. Ich sagte Ihnen schon vorhin, daß ich Talent für physikalische Kunststücke besaß, diesem einte sich ein ungewöhnliches maschinelles Geschick. Zufällig war mir ein altes Buch über mittelalterliche Zaubertricks in die Hände gekommen, dies studierte ich und entnahm ihm die erste Anregung zu jenen Illusionen, durch die ich dann mit Hilfe Zoras überall, wohin wir kamen, Gold und Beifall erntete. Zoras zarte, elfenhafte Schönheit tat natürlich das ihrige, um das Publikum hinzureißen, denn eine Persönlichkeit von geringerem oder auch nur anders geartetem Liebreiz würde gerade bei diesen Darstellungen nicht ähnliche Erfolge gehabt haben. Gold und Beifall floß uns in ungeahntem Maß zu und schon in den wenigen Jahren ihres Auftretens bin ich in der Lage gewesen, eine Summe zurückzulegen, deren Zinsen ihr ein zwar bescheidenes, aber völlig sorgenfreies Dasein ermöglichen. Aber auch in jeder andern Hinsicht ging alles gut; wie Zora äußerlich als ein Bild kindlicher Unschuld erscheint, so ist sie auch innerlich rein und ohne Falsch. Von den Eigenschaften der Mutter ist keine auf sie überkommen."

Wieder trat eine Pause ein. Peretti starrte vor sich hin und versank in Nachdenken. In dem Zimmer herrschte tiefe Stille, in die nur das Geräusch der Trambahnwagen und das Hasten der vorübergehenden Menschen auf der Straße hereindrang.

„Warum erzählt er mir das alles?" dachte Toddy. „Will er mir klar machen, daß Zora viel zu reich und schön und gefeiert ist, als daß ich dran denken könnte, sie für mich zu begehren?" Immer tiefer sanken seine Hoffnungen und angstvoll wartete er, was weiter kommen würde.

9. Kapitel.

Endlich fuhr Peretti wieder fort und seine Stimme klang noch dumpfer als zuvor. „Da — hier in Kopenhagen, tauchte Zoras Mutter wieder auf und drohte mir mein Kleinod zu rauben."

„Ah!" rief Toddy unwillkürlich auf.

„Ich hatte mit dieser Möglichkeit nicht mehr gerechnet," sprach der Doktor, „aber jetzt mußte ich erkennen, auf wie trügerischen Grund mein Glück gebaut ist. Hören Sie —" und sich vorneigend, erzählte er dem jungen Mann alles, was das Erscheinen der Lendva hier in Kopenhagen betraf, darunter manches, was Toddy schon wußte und zuletzt die Geschichte von dem gestohlenen Wechsel. „Wenn diese Frau nicht unsern Weg gekreuzt hätte," sagte er dann, „so — ich will ganz aufrichtig sein — würde ich in dieser Stunde zu Ihnen gesprochen haben: „Ihr seid beide noch zu jung, um zu heiraten, schlagt Euch den Gedanken daran aus dem Kopf. Ich will mit Zora hierhin gehen, gehen Sie dorthin, und sollte Eure Neigung sich als stark genug erweisen, so daß Ihr einander nicht vergessen könnt, dann — dann, später nach Jahren, mögen Sie sich ihr wieder nähern und Ihr könnt erproben, ob Eure Gefühle noch die alten geblieben sind." Das hätte ich Ihnen erwidert, aber jetzt, wie die Dinge liegen, sage ich, Ihr mögt heiraten, so bald Ihr wollt. Aber nur unter der Bedingung, daß Sie, Toddy, mir schwören, alles zu tun, was in Ihren Kräften steht, um die Lendva von Zora fernzuhalten. Sie, als Zoras Gatte, haben die Macht dazu, nicht ich — nicht ich. Wollen Sie mir den Schwur leisten, Toddy?"

„Ich schwöre es," sprach der junge Mann feierlich. Es war ihm zu Mut, als ob er träumte. Nach der Hoffnungslosigkeit der letzten Stunde fiel ihm das ersehnte Glück voll und ganz in den Schoß! Noch vermochte er es nicht zu fassen. Es betäubte ihn und machte ihn stumm. Dann aber sagte er sich, daß Peretti doch ein Wort des Dankes von ihm erwartete und verlegen, mit echt jungenhafter Unbeholfenheit, stotterte er: „Ich — ich danke Ihnen — ich danke Ihnen — wie soll ich Ihnen danken!"

Peretti lächelte — ein müdes, wehmütiges Lächeln. „Machen Sie mein Kind glücklich — halten Sie Ihren Schwur und verraten Sie Zora nicht — niemals — hören Sie — was ich Ihnen erzählt habe. Das ist alles, was ich von Ihnen verlange. Keine Beteuerungen!" wehrte er, da Toddy reden wollte. „Ich weiß, Sie sind

Hauptquartier, zum rechten Regiment und zur rechten Kompagnie gekommen war, da hatte sie, statt den Sohn zu umarmen, nur noch seinem Leichnam auf dem letzten Gange folgen können. Bei Gettysburg war er gefallen, und nun sollte ihr der Präsident ihren zweiten Jungen freigeben. Wieder sprach Lincoln: „Ich habe zwei und Ihr habt keinen," und seine scharf zusammengepreßten Lippen ließen seine Erregung ahnen. Dann ging er wiederum zu dem kleinen Schreibtisch und schrieb ihr wieder alles auf. Und die Frau, von einem mütterlichen Gefühl ergriffen, das sie nicht zurückhalten konnte, trat hinter ihn an den Tisch, legte ihre Hand auf des Präsidenten Kopf und streichelte sein wirres Haar. Menschliche Sorge und menschliches Mitleid hatten hier alle Schranken der Form überwunden, und der Beherrscher eines großen Volkes war nur noch der Freund und Beschützer dieser armen alten Frau. Der Befehl war geschrieben und gezeichnet. Der Präsident drückte ihn der Mutter mit dem erstickten Ausruf „Da" in die Hand und stürzte aus dem Zimmer. Von den Danksagungen und Segnungen der Frau begleitet. Nur wenige alltägliche Worte waren während dieser Szene gesprochen worden, aber ein Buch könnte nicht die unterdrückte Bewegung und die schlichte ergreifende Beredsamkeit dieser Handlung schildern."

)(Das „musikalische Bett".

Vor kurzem wurde die Welt mit der Nachricht beglückt, daß das musikalische Bett erfunden ist. Diese neue Wohltat, die der leidenden Menschheit gespendet wird, soll zwei Zwecken zugleich dienen: das Bett ist gleicherweise für die Schlaflosen wie für die zuviel Schlafenden bestimmt. Durch das Gewicht der Person, die sich hineinlegt, wird der Musikapparat des Bettes in Bewegung gesetzt und spielt ein sanftes Schlummerlied, das mit seinen süßen Klängen auch die widerwilligsten Geister in Morpheus' Reich geleitet. Wer aber zuviel zu schlafen fürchtet, braucht nur eine Art Wecker auf eine bestimmte Stunde zu stellen; dann läßt das Bett zu dieser Zeit „einen wahrhaft höllischen Walzer mit Begleitung von Trommeln, Trompeten und Zymbeln erklingen, dessen Lärm selbst ein Murmeltier erschrecken muß." An den ernsthaften Sinn, der dieser etwas seltsamen Erfindung zugrunde liegt, knüpft der bekannte Pariser Arzt Dr. Cabanes eine Betrachtung, die sich mit der Heilwirkung der Musik beschäftigt. Töne üben eine gewisse Macht auf manche Kranke aus und die durch sie erregten Vibrationen haben einen hypnotischen Einfluß. Das ahnten schon die Aerzte der Vergangenheit, die ja überhaupt gute Beobachter waren, und so empfahl ein berühmter Mediziner des 18. Jahrhunderts, Boerhave, Leute, die von Tobsucht ergriffen waren, Wassertropfen in ein Kupferbecken fallen zu lassen und die einzelnen Tropfen zu zählen. Außer der Zerstreuung, die durch diesen etwas kindischen Zeitvertreib hervorgebracht wurde, war es das monotone Geräusch des Tropfenfalls, dem er die Heilwirkung zuschrieb. Charcot betonte, daß bei seinem Vibrationsapparat das anhaltende summende Geräusch als Heilfaktor wohl in Anschlag gebracht werden müßte, und schon vor ihm dachte Boudet daran, die Vibrationen zu benutzen, die von einer Stimmgabel hervorgerufen werden. Die Stimmgabel hat dann Natier gegen einzelne Formen der Taubheit angewendet und dabei interessante Beobachtungen gemacht. Nicht nur auf die Kranken, sondern auch auf die Gesunden, die den Experimenten mit der Stimmgabel beiwohnten, wirkten die monotonen, langsam verzitternden Töne einschläfernd, und die Schlafsucht wurde so stark, daß sie sich ihrer trotz heftigen Ankämpfens nicht erwehren konnten. Verschiedene Patienten haben mir erklärt, beteuert Dr. Natier, daß sie am Ende der Sitzung von schweren, sonst hartnäckig anhaltenden Kopfschmerzen völlig befreit waren. Die heilsame Wirkung dieser Töne auf das Gehirn ist unzweifelhaft." Hat doch sogar ein Tierarzt die Schwingungen der Musikwellen dazu verwendet, um Tiere bei leichten Operationen, so Pferde beim Beschlagen ruhiger und gefügiger zu machen.

Westfalen-Rheinland.

Ein heiteres Vorkommnis wird in Volmarstein viel gelacht. War da ein biederer Familienvater, der entdeckte, daß die Fußböden in seiner Wohnung etwas stark abgenutzt waren. Flugs verschaffte er sich als praktischer und sparsamer Mann, der in diesen teuren Zeiten nicht gleich zum Handwerker laufen will, einen Topf mit Fußbodenlack, und abends nach Feierabend gings ans Streichen der Böden. Leicht wurde die ungewohnte Arbeit ja nicht. Doch als er endlich in später Abendstunde den letzten Pinselstrich tat, und seinen fast gelähmten Rücken mal wieder etwas reckte, da hatte er die Genugtuung, die Zimmer im höchsten Glanze erstrahlen zu sehen, und hochbefriedigt von seiner Leistung suchte er sein Lager auf. Doch wer beschreibt sein Erstaunen und den Schrecken der besseren Hälfte, als er dieser am andern Morgen stolz sein Werk zeigte. Der praktische Hausvater hatte sich im Topf vergriffen und die Fußböden statt mit Lack mit — Stiefelschmiere gestrichen.

Ein tödlicher Unglücksfall ereignete sich in Volmarstein an einem Neubau. Beim Aufräumen von Gerüstholz fiel dem Polier ein schwerer Balken vom Boden bis zur unteren Etage. Hier fiel er mit der scharfen Kante seinem 16jährigen Neffen so unglücklich auf den Kopf, daß dieser einen doppelten Schädelbruch davon trug, dem er kurz darauf erlag.

Die Verbrecher im Ennepetal. Wohl noch nie ist unser westfälischer Industriebezirk so gebrandschatzt worden, wie gerade im letzten Vierteljahr, wo die Spitzbüberei fast zum Räuberunwesen ausgeartet ist. Fast programmäßig folgt Nacht um Nacht ein Einbruch dem andern. Erinnern wir noch einmal an die Vorgänge in Vogelsang-Haspe, so sind, was die Personalien des toten Einbrechers betrifft, die Feststellungen noch ungewiß, da man in ihm zweierlei Personen zu erkennen glaubte. Da trotz aller Recherchen keine Spur der Verbrecher zu finden ist, darf vielmehr angenommen werden, daß diese ohne Wohnsitz sind und den Sommer über im Freien Unterschlupf gesucht haben, wo sie sich jetzt verborgen halten. Auch ist festgestellt, daß dieselben Täter nacher in Haan, Barmen und Elberfeld Einbrüche verübt haben, welchen sich jetzt ein solcher in Rheydt anschließt, wo ein Einbrecher überrascht wurde, der sich mit dem Revolver den Rückzug bahnte und wie alle anderen unerkannt entkam. Recht bezeichnend für die Kühnheit dieser Diebe ist neben den letzten neuen Diebstählen in Haspe und Gevelsberg, sowie den Hoteldiebstählen in Hagen (Union und Monopol) ein jetzt stattgefundener Einbruch in Witten, wo eine ganze Villa ausgeraubt wurde. Neben wertvollem Silberzeug und auch Schmucksachen sind sogar Teppiche gestohlen worden. Der Geschädigte weilt augenblicklich auf Reisen. Auch hier fehlt jede Spur der Täter, die darauf in Witten noch an einer zweiten Stelle mit Erfolg einbrachen. Jede Spur des Raubgesindels verliert sich immer wieder, so daß nur die Möglichkeit bleibt, daß die Verbrecher irgendwo verborgen hausen und von dort ihre Streifzüge unternehmen.

Der kleine Finger als Verräter. Am 24. Juni ds. Js. büßte ein Einbrecher in Hagen einen kleinen Finger ein, den er sich beim Hinablassen in den Laden infolge Hängenbleibens am Fensterkreuz von der linken Hand buchstäblich abriß. In einem Berliner Krankenhaus wurde der Täter in der Person eines Maurers Happe ermittelt. Die Hagener Strafkammer verurteilte nun den Einbrecher, der schon mancherlei auf dem Kerbholz hatte, zu einem Jahr Gefängnis.

Bauunglück. An einem Villenneubau zu Stratum stürzte ein Gerüst, auf dem sich fünf Maurer befanden, zusammen. Die Arbeiter wurden sämtlich verletzt, darunter zwei so schwer, daß man für ihr Leben fürchtet.

Amor auf hoher See.

Der kleine Bogenschütze trifft zwar überall in der Welt sein Ziel, und der liebewunden Herzen gibt es unzählige, aber es scheint doch, als ob der geflügelte Knabe seine Lieblingsjagdgründe hat, auf denen er besonders reiche Beute findet. Solche Hauptschießplätze für Amor sind die großen Vergnügungsdampfer, wo es so viel Zeit, so viel phantastisches Träumen und so viel Gelegenheit zur Annäherung gibt. Und hart steht hier neben der Verlobung die Entlobung. Trat da die schöne Tochter eines reichen englischen Anwalts mit ihrer prächtigen Brautausstattung die Reise nach Indien an, wo sie der Bräutigam nach vierjährigem Warten zum Altar führen wollte. Sie sehnte sich so sehr nach dem Geliebten, schwur ihm in ihren Briefen Treue in Ewigkeit, doch Amor wollte es anders. Sie hatte noch nicht den Kanal verlassen, da machte sie die Bekanntschaft eines Reisegefährten, eines schönen jungen Offiziers, der nach Indien zu seinem Regiment zurückging; und noch war der Suezkanal nicht passiert, da gestand er ihr seine Liebe. Zwar wehrte sie sich in dem Gedenken an den anderen, aber auch bei ihr war Neigung stärker als Pflicht, und als der harrende Bräutigam sie in Indien am Schiff erwartete, um sie zum Bund fürs Leben zu gewinnen, da konnte er nur noch hören, daß sie einem anderen gehörte. Lustiger ist die Geschichte von einer reichen jungen Witwe, die mit ihrer Kammerjungfer und ihrem über alles geliebten Schoßhündchen auf einem großen Amerikadampfer die Aufmerksamkeit der ganzen Herrenwelt erregte. Als sie eines Tages am Deckrande übers Meer hinausträumte, machte sich ihr wolliger Liebling aus ihren Armen los und fiel ins Wasser. Ein Schreckensschrei entrang sich ihren Lippen; dann stand sie fassungslos und brach in Tränen aus. Aber schon hatte sich ein Schiffsoffizier über die Brüstung geschwungen und sprang ins Wasser. Es glückte ihm, den mit den Wellen kämpfenden Liebling zu retten und seiner Herrin wohlbehalten wiederzugeben. Einige Monate später hatte das Schiff einen tüchtigen Offizier verloren und die Witwe einen Gatten gewonnen.

□ Neue Geschichten von der Schwarzen Hand.

Während die Newyorker Polizeikrise die Korruption und Unzulänglichkeit des amerikanischen Sicherheitsdienstes immer furchtbarer enthüllt, macht die gefährlichste der verbrecherischen Geheimgesellschaften, die Schwarze Hand, wieder viel von sich reden. Diese weitverbreitete Organisation, die 40 000 Mitglieder zählen soll, hat allein in Newyork im vergangenen Jahre 524 Verbrechen verübt, während die Polizei nur 215 Verhaftungen vornahm. Das neueste Opfer, freilich zugleich eins der ältesten, mit dem sich die Schwarze Hand beschäftigt, ist der Oelkönig Rockefeller. Vor einigen Wochen wurde ihm in sein Arbeitszimmer ein Brief mit der Aufschrift „dringend" gebracht. Gleichgiltig öffnete ihn der Dollarkönig, aber kaum hatte er den ersten Blick darauf geworfen, so verdüsterte sich sein Gesicht: er hatte das Zeichen der Schwarzen Hand erblickt. Seitdem hat der Oelmagnat fast täglich Briefe erhalten, die entweder mit der Post kamen oder in rätselvoller Weise plötzlich vor den Türen und auf den Tischen lagen und in denen er aufgefordert wurde, bis zum 12. September eine Summe von mehreren Millionen Dollar an einer bestimmten Stelle niederzulegen. Falls er dies nicht täte, wurde ihm angedroht, daß er selbst, sein Sohn und vor allem dessen beide Kinder, die an Masern daniederliegen, getötet werden würden und daß seine acht Millionen-Residenz in den Pocantico-Hills in die Luft fliegen werde. Rockefeller hat bereits früher viele solcher Briefe von der Schwarzen Hand empfangen; aber er fürchtet nun besonders für das Leben seiner Enkel, und da er in die Polizei kein großes Vertrauen setzt, ist er zur Selbsthilfe geschritten. Seine wundervolle Besitzung wird jetzt von einem ganzen Heer von Privatdetektivs und von bis an die Zähne bewaffneten Negern, dazu von einem Rudel großer bissiger dänische Doggen bewacht. Ein richtiges Kriegslager entfaltet sich in den Pocantico-Hügeln in der Nähe von Newyork. Tag und Nacht ziehen Patrouillen umher; aber so sehr man auch auf der Hut ist, sind doch schon einige der Wächter durch Schüsse aus den Büschen verwundet worden. Hervorgerufen scheint die ganze neue Aktion der Schwarzen Hand dadurch zu sein, daß zwei von den italienischen Arbeitern, die mit an einem Umbau des Palastes arbeiteten, entlassen wurden und Rache schworen. Wie eng die Mitglieder der Schwarzen Hand zusammenhängen und wie furchtbar sie jede Beleidigung und jeden Verrat rächen, das beweist ein Vorfall, der sich dieser Tage in einer Kneipe im italienischen Viertel von Newyork abspielte. Hier saß im Kartenspiel mit einigen Kumpanen Tony Zacaro, ein bekannter Führer der Schwarzen Hand, der sich aber gegen die Gesetze vergangen hatte und daher grausige Rache fürchtete. Ueber sein Glas mit Chianti hin sah er mißtrauisch nach jedem Neuankömmling, denn in ihm konnte der Vollstrecker des Urteils erscheinen. Plötzlich erhob er sich und sprach einige Worte mit dem Besitzer der Kneipe, Giuseppe Jako. Als er wieder zurückkam und seinen Hut aufhob, fuhr er von wildem Entsetzen gepackt zurück, denn vier Herz-Karten leuchteten ihm entgegen, die irgend ein Unbekannter hingelegt haben mußte. Er fühlte nun, daß der Rächer im Zimmer war; mit zitternder Hand hob er sein Glas und spähte fahl und angstverzerrt nach jedem Gesicht rings umher. Da wandte sich ein Fremder, der bisher lachend und scherzend dem Spiel zugeschaut hatte, langsam um. Zwei Schüsse knallten, und Zacaro fiel tot nieder; gleich darauf der Besitzer Jako. Der Fremde warf die Pistole in eine Ecke und ging ruhig zur Tür hinaus. Auch die andern machten sich fort, und als die Polizei kam, fand sie nur noch den toten Zacaro, neben ihm die vier Herzkarten, und seinen gleichfalls toten Kumpanen. Was vorgefallen, wollte niemand wissen und das italienische Viertel von Newyork war um eine jener vielen ungerächten Mordtaten reicher, die die Polizeiberichte füllen.

Wieviel „Körbe" holte sich Napoleon 3.?

Die Zahl der Bewerbungen, die dem Prinz-Präsidenten und späteren Kaiser Napoleon III. einen „Korb" nach dem andern eintrugen, wird meist noch unterschätzt. In Wirklichkeit hat er fast bei allen Höfen Umschau nach einer Verbindung halten lassen und ist dabei nicht vom Glück begünstigt gewesen. Seine erste Liebe, die Tochter der Exkönigin von Westfalen, Mathilde de Montfort, heiratete den Millionär Demidoff, und als Napoleon zum zweiten Male um sie anhielt, als sie sich hatte scheiden lassen, löste die Kirche die Ehe nicht. Der Prinz-Präsident sah sich nun genötigt, sich anderwärts nach einer Lebensgefährtin umzusehen. Er klopfte vergebens bei einer Verwandten des russischen Kaiserhauses an, der Fürstin Leuchtenberg, und erhielt ebenso von einer spanischen Prinzessin, der Schwester des Königs von Spanien, sowie von einer portugiesischen Herzogin einen Korb. Letztere war die Herzogin von Braganza. So verlockend, Herrscherin von Frankreich zu werden, es auch sein mußte, die Fürstentöchter hatten doch nur wenig Lust, ihr Schicksal in die Hände des Abenteurers zu legen. Wohlwollende Geister lenkten seine Aufmerksamkeit auf die arme, aber außerordentlich schöne Carola von Wasa, die nachmals den Prinzen Albert von Sachsen heiratete, dann Königin wurde und vor nicht langer Zeit starb. Ein Abgesandter unternahm die einleitenden Schritte, und ihre Familie erbat sich Bedenkzeit. Allein die Prinzessin, auf die Napoleons Bild einen sehr unsympathischen Eindruck machte, widersetzte sich unter Tränen der geplanten Heirat. Außer sich über die Schlag auf Schlag erhaltenen Körbe schwor Napoleon, die Tochter eines Herrscherhauses heimzuführen, und wenn er sie mit dem Schwerte in der Hand holen sollte, — zugleich aber fuhr er geduldig fort, weiter anzufragen. Er gab sich voll Zuversicht der Erwartung hin, eine kleine Prinzession von Hohenzollern, die Prinzeß Stephanie von Hohenzollern-Sigmaringen, die spätere Königin von Portugal, würde seelenvergnügt über solch einen glänzenden Antrag sein, aber auch sie wies den mächtigen Freier ab. Durch seinen Freund Lord Malmesbury ließ er die Königin Viktoria ersuchen, eine Verbindung zwischen ihm und ihrer Verwandten, Prinzessin Adelaide zustande zu bringen. Doch wenn sie dem Plane gegenüber sich auch nicht absolut feindlich verhielten, erhoben doch die Königin und der Prinzgemahl Einwendungen. Die Unterhandlungen waren noch nicht definitiv abgebrochen, als die Welt von der folgenden Notiz im halboffiziösen Pariser Blatte „Patrie" (19. Januar 1853) überrascht wurde: „Sicherem Vernehmen nach ist eine glückliche Begebenheit, bestimmt die Regierung Seiner Majestät zu befestigen und die Zukunft seiner Dynastie zu sichern, nahe bevorstehend. Es heißt, daß sich der Kaiser mit Fräulein de Montijo von Teba vermählen werde. Die Herzogin gehört einer der vornehmsten Familien Spaniens an und ist die Schwester der Herzogin von Alba. Sie ragt ebenso sehr durch geistige Begabung als durch vollendete Schönheit und Anmut hervor."

Für die Hausfrau.

Das Weißwerden der Wäsche ist eine Sorge unserer lieben Hausfrauen. Chlorkalk möchte man nicht nehmen. Und an der Sonne bleichen? Ja, wie soll das ein Großstädter machen? Selbst die Kleinstädter wissen sich oft keinen Rat: einen Garten oder ein Gärtchen haben sie am Ende, aber keinen Rasenplatz, keine Rasenbleiche. Nun, diese sind auch gar nicht nötig, liebe Hausfrauen! Man kann die Wäsche weiß machen, tadellos weiß, und ohne jede Gefahr für das Gewebe, wenn man sie „wissenschaftlich" bleicht, und das geschieht folgendermaßen: man mischt 2 Teile guten Spiritus, nicht denaturierten Brennspiritus, mit 1 Teil reinem Terpentinöl recht innig und setzt von dieser Mischung dem Blauwasser auf je 50 Liter (5 große Eimer) 2 bis 3 Eßlöffel voll zu. Die Sache ist also billig. Oder man mischt, was aber teurer ist, je 100 Gramm Salmiakgeist und Terpentinöl und gießt die Mischung in einen Eimer Wasser. Hier hinein bringt man sofort die sauber gereinigte und gespülte Wäsche, arbeitet sie gut durch, wringt sie aus und trocknet sie wie sonst, möglichst im Sonnenschein. Das „Wissenschaftliche" bei dieser Bleicherei beruht darauf, daß das Terpentinöl Ozon bildet, welches bleichend wirkt. Ein Geruch bleibt keinesfalls davon zurück.

---

ein guter Junge und lieben Zora von ganzem Herzen. Aber ob auch sie —" Er verschluckte den Rest des Satzes und fuhr mit erkünstelter Lebhaftigkeit fort: „Und um die pekuniäre Seite der Sache brauchen Sie sich nicht zu sorgen, denn Zora verdient ja viel, viel mehr, als Sie annähernd brauchen. Denn natürlich wird sie auch als Frau auftreten — ich halte es nicht für ratsam, daß sie sich jetzt schon ins Privatleben zurückzieht. Abgesehen davon, daß sie den Beifall der Menge doch wohl entbehren würde, ist sie auch viel zu verwöhnt, als daß es ihr leicht fallen sollte, mit Ihrem Verdienst und den Zinsen ihres Vermögens auszukommen. Ich muß natürlich für Impresario bleiben, denn ohne mich wäre es unmöglich, die Illusionen zur Darstellung zu bringen."

„Aber ich will doch selbst meine Frau ernähren," dachte Toddy betroffen. „Der Doktor tut ja gerade, als ob ich nichts verdienen könnte."

(Fortsetzung folgt.)

Bekanntmachung.

Bei der Hufbeschlaglehrschmiede des Kreises Hagen-Land zu **Herdecke** a. d. Ruhr beginnt am

Dienstag, den 1. Okt. 1912, nachmittags 4 Uhr,

ein neuer Kursus. Dieser theoretische und praktische Kursus dauert 3 Monate. Das Lehrgeld beträgt 10.— Mk. Weitere Gebühren sind nicht zu entrichten. Das Bestehen der Abschlußprüfung befähigt zum Betriebe des Hufbeschlaggewerbes gemäß dem Gesetze vom 18. Juni 1884. Die Schüler müssen mindestens 19 Jahre alt sein.

Aufnahme-Anträge sind umgehend an den unterzeichneten Kreistierarzt Schaumkell in Hagen oder an den Lehrschmiedemeister Luhme zu Herdecke zu richten, woselbst auch weitere Auskunft erteilt wird.

Dem Antrage sind beizufügen:

a. ein Nachweis über die Erlernung des praktischen Schmiedehandwerks während einer mindestens dreijährigen Dauer.
b. ein polizeiliches Führungszeugnis.

Hagen, den 2. September 1912. 6168

Der Vorsitzende des Kreisausschusses des Kreises Hagen-Land.
J. A.:
Heide, Regierungs-Assessor.

Anerkannt sehr leistungsfähig
ist die Weltfirma

Gebrüder Rauh, Gräfrath b. Solingen.

Stahlwarenfabrik und Versandhaus ersten Ranges

Versand direkt an Private.

Nachstehendes Portemonnaie versenden wir **30 Tage zur Probe!**

BRILLANT FABRIK-MARKE

Nr. 7200
Portemonnaie
m. Kautschuckstempel unt. Extraverschluss im Schloss.

Elegant! Praktisch! Billig!

Preis pro Stück nur
M. 2.—



Die Stempeleinrichtung ist so verdeckt, dass das Portemonnaie aussieht wie jedes andere einfache Portemonnaie, auch nicht dicker ist, als ein solches.

Abbildung in halber natürlicher Grösse

Aussergewöhnlich billiges, aber doch gutes u. dauerhaftes Stempel-Portemonnaie mit herausnehmbarem Kautschuckstempel und Farbkissen im Schloss. Der Stempel wird **mit beliebiger Inschrift nach Angabe extra angefertigt** und kann die volle Adresse des Bestellers enthalten und ist so **stets zur Hand, um Briefe, Kuverts, Karten, Bücher usw. stempeln zu können.**

Havannafarbig-saffianartiges Leder, aus einem Stück gearbeitet, mit Adlerpressung auf der Klappe, 4 Fächer und Zahltasche, Bügel und Schloss, fein Vernickelt, 7 cm hoch, 9 cm breit. Der Preis versteht sich **einschliesslich fertigem Stempel, Farbkissen, Farbe u. Pinsel.** 111

Versand	Garantieschein:
unter Nachnahme oder gegen Vorauszahlung des Betrages.	Nichtgefallende Waren tauschen wir bereitwilligst um oder zahlen Betrag zurück.

Umsonst und portofrei versenden wir auf Wunsch an jederm., nur nicht an Personen unter 18 Jahren u. nicht an Hausierer, unseren

grossen illustrierten Pracht-Katalog,

welcher **zirka 10000 Gegenstände** aller Warengattungen in **grösster Auswahl** enthält.

Hunderttausende Kunden. — Viele Tausend Anerkennungen über die Güte u. Qualität unserer Waren.

Bei Sammel-Aufträgen Extra-Vergünstigungen.

Kluge Frauen

hüten sich vor nutzlosen Nachahmungen und verlangen bei Störungen sofort die echten Cito-Tropfen. Unschädl. i. Garantieschein. Preis Mk. 4.50, Nr. 2 extra stark Mk. 6.50. Warnung v. Nachahmung. Diskret g. Nachn. d. Chem. Laborat. **Willy Lehmann,** G. m. b. H., **Berlin 382 W. 30,** Neue Winterfeldtstr. 41. 42

Elegante Wohnungs-Einrichtungen,
einzelne **Speise-, Schlafzimmer, Herrenzimmer** vornehme **Klubzimmer, Klubsessel, Teppiche** sowie einzelne Stücke liefert in modernster, gediegenster Ausführung unter strengster Diskretion **leistungsfähige, grosse Berliner Möbel-Firma** an **Private** zu **Katalogpreisen** gegen 5% Verzinsung auf

Teilzahlung.

Kein Inkasso durch Boten, Kataloge werden nicht versandt. **Langjährige Garantie.** Da unsere Vertreter ständig ganz Deutschland bereisen, erbitten gefl. Nachricht, wann der unverbindliche Besuch behufs Vorlegung von Mustern und Zeichnungen erwünscht ist unter Chiffre **K. 1000** durch **Rudolf Mosse, Berlin,** Königstr. 56/57.

Ibach

Kais. und Königl. Hof-Flügel-Pianino-Fabrikant, gegr. 1794

empfiehlt in reicher Auswahl zu bequemen Bedingungen **PIANOS** und Flügel in altbewährter Güte, IBACH PIANOLA-PIANOS, d. h. IBACH-Pianos mit **eingebautem** Klavierspielapparat, Pianolas mit Themodist u. Metrostyle, sowie Harmoniums. — Bei Kauf, Miete, Umtausch, Reparatur oder Stimmung wende man sich an die mehr als hundertjährige Erfahrung des durch vier Generationen bestehenden Hauses IBACH. Neuheit: **Transponierflügel** Pat. F. v. Kraus-Ibach.

RUD. IBACH SOHN,
BARMEN.

General-Hauptagenten
erhalten bei einer in Deutschland genehmigten Kranken- u. Unfallversicherungs-Gesellschaft feste Anstellung bei gutem Einkommen. 45

Offerten an **Subdirektion der „Unitas", Versicherungsgesellschaft Berlin Wilmersdorf, Holsteinische Straße 17.**

Existenz.

Wir suchen an jedem Ort für die Uebernahme und Verwaltung unserer Zweigstellen, sowie für das Aufstell. unserer Apparate strebsame Herren, die über ein Betriebskapital von 1000—1200 Mk. verfügen und mit uns persönlich in Verbindung treten können. Die Beschäftigung eignet sich für jeden ohne Aufgabe seines Berufes. Ein Risiko ist ausgeschlossen, da ein festes Einkommen vertragl. garantiert wird. Sehr günstiges Angebot für eine absolut angenehme Selbständigkeit, ohne selbst reisen oder verkaufen zu müssen. Ausführl. schriftl. Offerten an 6249
F. A. Wenzel & Co.,
Düsseldorf.

Für hier und die ganzen umliegenden Orte wird je eine gut bekannte Person als

Akquisiteur u. Einkassierer

gesucht. Gehalt 120 Mark pro Monat und Spesen. Kaution nicht erforderlich. Auch geeignet als Nebenbeschäftigung. Angebote an **Ed. Andre,** Landsweiler, Kr. Ottweiler. Rückporto erbeten. 6248

Lehrling

aus ord. Familie für Drogen, Farben u. Kolonialwarengesch. gesucht. Freie Station und Wohnung im Hause. Gute Ausbildung. 6250
Otto Stahlhaus,
Hansa-Drogerie,
Elberfeld, Friedrichstr. 38.

Reflektanten u. and. jung. Leute, 15—34 Jahre, welche in fürstl., gräfl. u. herrschaftl. Häusern Diener werden wollen, gesucht. Prospekt frei. **Kölner Dienerfachschule, Köln,** Christophstraße 7. 5771

Gute Existenz

erhalten strebsame Personen durch Verkauf von Nahrungsmitteln in Postcollis an Private. Näheres u. **D. 1428 an Daube u. Co., Hamburg.** 6277

Mehrere Handlanger
gesucht.
Baugeschäft Jakobi
Blankenstein.
Baustelle Fr. Sticht, Hammertal.

Wegen Heirat des jetzigen suche ich zum 1. Oktober eventl. später für meinen kl. herrschaftl. Haushalt ein properes

Zweitmädchen,

evangel., welches in Hausarbeit, im Bügeln und Waschen Erfahrung hat. 6156
Frau **Heinrich Laakmann,**
Langenberg, Rhld.

Ein Mädchen

von 16—17 Jahren sofort gesucht. 1979
Restaurant **Otto Winning,**
Barmen, Klingelhollstr. 1.

Wegen Erkrankung des jetzigen baldigst ein 146

Mädchen

gesucht, das auch Gartenarbeit versteht. Freundl. Behandlung, guter Lohn.
Frau Hauptl. **Sprungmann,**
Haan-Rhld.

Ein sauberes älteres 11012

Mädchen

für sofort gesucht.
H. Eickmeier,
Linden, Königstraße 50.

Königliche höhere Maschinenbauschule
Hagen i. W.
für Maschinenbau und Elektrotechnik.
Beginn des Winterhalbjahres 11. Oktober. 6660
Programm kostenfrei.

Seit 1904 habe ich schon 24 Stück Edelweissräder und eine Nähmaschine von Ihnen bezogen. Meistens werden selbige von Eisenbahnbeamten regelmässig jeden Tag auf sehr schlechten Wegen gefahren und sind trotz der niedrigen Preise in Qualität, Dauerhaftigkeit und leichtem Lauf, also in jeder Beziehung erstklassig. Hamburg, Weichensteller in Stadorf bei Ebsdorf. (6029



Meine Edelweissräder sind ein hochmodernes Fabrikat, dabei nicht teuer. Konstruiert von tüchtigen Fachleuten, hergestellt aus wirklich gutem Material (der allerteuerste Stahl wird dazu verarbeitet). Die Bauart ist technisch vollkommen, die Kugellager tadellos dicht und mit Kugeln richtiger Grösse, der Rahmenbau ist nicht geschweisst, sondern hat Innenlötung mit Verstärkungen. Jetzt ganz bedeutende Preisermässigung, auch auf Zubehör: **Mäntel, Schläuche, Laternen, Carbid,** ferner auf **Nähmaschinen.**

Preisliste erhält jeder kostenlos,

auch werden überall, und sei es das allerkleinste Dorf, gelegentliche Vertreter gesucht; solche wollen sich melden, gans gleich aus welchem Stande. Eine Postkarte genügt. Kein Kaufzwang.

Paul Decker, kurze weltbekannte Adresse
Edelweiss-Decker in Deutsch-Wartenberg 1.

Billiges Fleisch!

Schmackhaftes Mittagessen à Person nur 10 Pf.

erhält man durch Versendung von unserm aus Pflanzen-Eiweiss hergestellten 6267

Pflanzenfleisch-Extrakt „Ochsena".

1 Dose à 30 g netto à 10 Pf. ist als Fleisch-Ersatz für 2—3 Personen für eine Gemüsesuppe von Weißkohl oder Rotkohl mit kräftigem, würzigen Fleischgeschmack genügend. Kisten à 108 Dosen à 30 g 10.80 M., 8 Dosen à netto 1 Pfd. zusammen 8 M. franko per Post. 16 Dosen à netto ½ Pfd. 8.50 M. Proben 5 Dosen à 30 g zusammen 70 Pf. franko per Post. Zahlung nach Empfang und Gutbefund. Nichtgefallendes nehmen jederzeit unfrankiert zurück. Kochrezepte gratis. „Ochsena" ist 6 Monate haltbar. In der grossen Bäckerei-Ausstellung des Bäcker-Verbandes „Norden" im Juni 1912 in Altona wurden täglich unter den Augen des Publikums Kochversuche mit „Ochsena" gemacht, und wurde wegen der schnellen Herstellungsweise (nur durch Aufgiessen von kochendem Wasser) zu einer kräftigen Bouillon u. wegen seines hohen Nährwerts als Fleisch-Ersatz zu allen Gemüsesuppen und als delikate Würze zu allen Bratensaucen und Ragouts „Ochsena" mit der **Goldenen Medaille** und **Ehrenpreis** ausgezeichnet.

Mohr & Co., G. m. b. H., **Altona-Ottensen.** Abt.: Fleisch-Ersatz-Werke.

Persil
für
Kinderwäsche
(Wichtig-lesen!)

Das selbsttätige Waschmittel.

Unentbehrlich für jeden kinderreichen Haushalt. Vereinfacht und erleichtert das tägliche Waschen der Säuglingswäsche, macht sie

geruchfrei

und schneeweiß, selbst wenn vorher stark vergilbt. Bestes Desinfektionsmittel bei Krankheiten.

Erprobt u. gelobt!

Nur in Originalpaketen, niemals lose.

HENKEL & CO., DÜSSELDORF. Allein. Fabrik. d. allbeliebten

Henkel's Bleich-Soda

Kopfläuse
mit Brut, vernichtet radikal **Rademachers Goldgeist,** Patentamtlich geschützt Nr. 75198. Geruch- u. farblos. Reinigt die Kopfhaut v. Schuppen, befördert d. Haarwuchs, verhütet Zuzug v. Parasit. Wichtig f. Schulkinder. Taus. v. Anerkennungen. Fl. à M 1.— u. 0.50 in den Drogerien und Apotheken.
O. Wemper, Adler-Drogerie.

ACHTUNG!
50 000 Paar Schuhe
4 Paar Schuhe für nur Mk. 10,

Wegen Zahlungsstockung mehrerer grossen Fabriken wurde ich beauftragt einen grossen Posten Schuhe tief unter dem Erzeugungspreis loszuschlagen. Ich verkaufe daher an jedermann, **2 Paar Herren- und 2 Paar Damen-Schnür-Schuhe,** Leder braun oder schwarz, galoschirt, mit stark genageltem Lederboden, hocheleg. neueste Facon. Grösse laut Nr. Alle 4 Paar kosten nur Mk. 10. Versand gegen Angabe Rest Nachnahme 61
S. Urbach's Schuh-Export
Krakau (Oestrr.) Nr. 886.
Umtausch gestattet auch Geld retour.

Flechten
nass. u. trockene Schuppenflechte, skroph., Ekzeme, Hautausschläge,
offene Füße
Beinschäden, Beingeschwüre, Aderbeine, böse Finger, alte Wunden sind oft sehr hartnäckig;
wer bisher vergeblich hoffte,
geheilt zu werden, mache noch einen Versuch mit der bestens bewährten
Rino-Salbe
frei von schädl. Bestandteilen. Dose Mark 1,15 u. 2,25. Dankschreiben gehen täglich ein. Nur echt in Originalpackung weiß-grün-rot und mit Firma Schubert & Co., Weinböhla-Dresden. Fälschungen weise man zurück. Zu haben in den Apotheken.



Bauschule Rastede (Oldbg.) Meister- u. Polierkurse. Vollständ. Ausbildung i. 5 Mon. 89) Ausführl. Progr. frei.

---

2 Sturzkarren,
1 Leiterwagen,
1 Jauchekarre
billig zu verkaufen.
Ludw. Brinkmann,
6280 Herbede.

Grosse Auswahl
in Jackenkleiderstoffen, moderne Dessins, **sehr preiswert,** sowie
Jackenplüsche, Velvets,
auch in Resten, **weit unter Preis.**
Ein Post. Cachmir-Reste nach Gewicht.
Cheviots, Buxkins, Manchester
f. Herren- u. Knabenanzüge.
Schlafdecken, Umschlagtücher
sehr billig.
6202 **Restegeschäft**
S. Pfeiffer, Essen
Viehoferstrasse 19.

Landwirte!!



Kauft transportable Backöfen und Fleischräucher nur bei der ersten und größten Spezialfabrik Deutschlands. **Anton Weber,** Niederbreisig i. Rhld. deren Fabrikate als die besten und billigsten bekannt sind. Neueste Preisliste gratis. Viele Zeugnisse über 10-jährigen Gebrauch. Ueber 40 000 Stück geliefert. 6221

Nur mit Rotband



Lunns
wäscht am besten

5—10 Mk. u. mehr im Hause tägl. zu verd. Postk. genügt. 6083 **R. Hinrichs, Hamburg 15.**

Zweites Blatt zu Nr. 37.

Warum unser Kaiser so rüstig bleibt?

Unser Kaiser ist wieder gesund! Dessen freut sich das ganze Volk, es staunt aber auch, wie schnell der Kaiser seine mit Muskelrheumatismus verbunden gewesene Erkältung überstanden hat! Nun, der Pflichteifer unseres Kaisers und seine ganz eminente Arbeitskraft sind schon fast sprichwörtlich. Dabei darf man nicht vergessen, nach wieviel Seiten hin der Monarch Interesse zeigen, wieviel er denken muß. Obwohl er schon längst Großvater ist, bietet er doch noch immer das Bild eines tatkräftigen Mannes, der in seinen besten Lebensjahren steht. Diese Elastizität des Körpers und Geistes ist nur auf seine Lebensweise zurückzuführen, welche durchaus allen Anforderungen der Hygiene entspricht. So z. B. schläft er täglich acht Stunden lang. Reicht dazu die Nacht nicht aus, dann holt er das Fehlende am Tage nach, wobei er sich vollkommen ausgekleidet ins Bett legt. Täglich früh badet der Kaiser kühl und wäscht abends das Gesicht mit warmem Wasser, tagtäglich auch geht er bei jedem Wetter einige Kilometer weit spazieren, sehr oft mit einem seiner politischen Berater, oder er unternimmt einen ausgedehnten, meist einstündigen Spazierritt, jedenfalls ist er jeden Tag einige Zeit draußen in der Luft! Bei keinem ersten und zweiten Frühstück, bei keiner Mahlzeit fehlt allerlei Obst auf der Tafel, rohes und Backobst, dem der Kaiser reichlich zuspricht. Pasteten und frisches, warmes Backwerk vermeidet er gänzlich, er ißt ein gutes Fleischstück gern, ebenso Gemüse, aber nur wenig Kartoffeln dazu, und Kaffee, Thee und Wein, diesen meistens mit Selterwasser gemischt, trinkt er nur sehr mäßig, wie er auch wenig raucht. Eine solche geregelte, vernünftige Lebensweise muß notgedrungen zu nimmermüder Regsamkeit und Schaffenslust verhelfen. Sein Vorbild sollte überall Nachahmung finden!

Das Schicksal eines Gescheiterten.

In Philadelphia ist kürzlich der städtische Beigeordnete William Burke plötzlich verschwunden. Man wunderte sich allgemein über die Flucht des tüchtigen und gebildeten Beamten. Ein Schriftstück, das er zurückgelassen, gibt über die Beweggründe Aufschluß. Er sagt darin, daß er ehemals ein berüchtigter Verbrecher und Zuchthäusler war, später aber in sich ging und sich besserte. Jetzt traf ihn auf der Straße ein ehemaliger Mitgefangener. Dieser erkannte ihn und verübte fortan an dem Unglücklichen Erpressungen, bis das ganze Vermögen Burkes hin war. Auch dann noch drohte der ehemalige Mitgefangene mit der Preisgabe des Geheimnisses, weshalb Burke die Flucht ergriff. In jenem zurückgelassenen Schriftstück erzählt er, daß er seine Eltern selbst nicht kannte und bis zum 15. Lebensjahre in den Straßen Newyorks Zeitungen verkaufte.

„Dann geriet ich," heißt es weiter, „in eine Gesellschaft von Geldschrankeinbrechern, bei der ich gegen einen Anteil an der Beute in der Rolle eines „Ausbaldowerers" in Tätigkeit trat. Später wurde ich dann Taschendieb und verlegte mich besonders auf die Entwendung von Pompadours und Handtaschen der Damen. Nachdem ich einige leichtere Strafen verbüßt, wandte ich mich nach Chikago, wo ich das Leben eines jener Spieler, wie sie im Falle Rosenthal bekannt geworden sind, führte. Nach zwei Jahren dieser Existenz verband ich mich dann mit zwei Genossen zur Verübung von Bankeinbrüchen und Ladendiebstählen. Eine Zeitlang ging die Sache glatt und gut, und es gab Zeiten, wo wir unter uns 30 000 Mark verteilen konnten. Wir verlegten später das Feld unserer Tätigkeit nach Newyork. Hier wurde mir nach dreijährigem Aufenthalt indessen der Boden unter den Füßen so heiß, daß ich nach Boston ging und dort allein mein Diebesgewerbe fortsetzte. Ich erbeutete dabei in drei Jahren zwischen sieben und achttausend Mark. Ich bediente mich stets der Dietriche oder offenstehender Fenster. Brecheisen oder Revolver hatte ich nie bei mir und „arbeitete" stets bei Tage. Auch nahm ich nur Bargeld oder Schmucksachen, andere Gegenstände ließ ich des umständlichen Transportes wegen zurück. Bald war ich auch dem Opium- und Morphiumlaster verfallen, und eines Tages wurde ich beim Versetzen eines Perlenhalsbandes ergriffen. Der Pfandleiher holte die Polizei, die mich verhaftete. Da ich nicht gestand, wurde ich zunächst dem „dritten Grad" unterworfen, dann prügelten sie mich und gaben mir sechs Tage lang nichts zu essen. Als ich endlich mürbe geworden war und ihnen sagte, was sie wissen wollten, wanderte ich für acht Jahre ins Zuchthaus. Ich verließ die Strafanstalt im Jahre 1904 mit 800 Mark, die ich meinen Mitgefangenen beim Spiel in der Anstalt abgewonnen hatte. Ich beschloß, mich fortan als ehrlicher Mensch durchs Leben zu schlagen. Da ich in der Strafanstalt das Holzschnitzen erlernt hatte, versuchte ich es zunächst, mich als Holzschnitzer zu ernähren. Dann ging ich nach Philadelphia, eröffnete dort ein Tabaksgeschäft, verheiratete mich und widmete mich politischen Angelegenheiten. Ich spielte bald als Parteiführer eine Rolle und wurde endlich in den Gemeinderat gewählt. Zu meinem Unglück trat mir nicht lange nach meiner Wahl einer meiner früheren Diebesgenossen in den Weg, dessen Opfer ich wurde. Ich gab ihm, was ich hatte, um mein Geheimnis zu wahren. Jetzt bin ich völlig ausgeplündert, mein Geschäft ist ruiniert, und ich habe nichts mehr, um meine Familie zu ernähren, da mir der Erpresser den letzten Pfennig aus der Tasche gezogen hat. Ich bin fortgegangen, um den Erpresser abzuschütteln, aber ich will gern nach Philadelphia zurückkehren, um Rede und Antwort zu stehen."

Der Bürgermeister Blankenburg, mit dem Burke in den letzten Jahren Hand in Hand den Kampf gegen die „Erpresserbande", die in Philadelphia ihr Wesen treibt, energisch geführt, ist bemüht, eine Bewegung in die Wege zu leiten, die darauf abzielt, dem unglücklichen Mann wieder zur bürgerlichen Ehre und auch zu seiner früheren Stellung zu verhelfen.

Eine romantische Flucht.

Zum dritten Mal seit vierzig Jahren ist es einem kühnen Verbrecher gelungen, aus dem Newyorker Stadtgefängnis zu entfliehen. Das „Tombs Prison", wo Untersuchungsgefangene bis zu ihrer Aburteilung untergebracht werden, gilt für das sicherste Gefängnis der Vereinigten Staaten, in dem alle Vorsichtsmaßregeln so sorgsam getroffen sind, daß ein Ausbrechen fast ins Bereich der Unmöglichkeit gehört. Der Verbrecher, dem die kühne Flucht gelang, ist ein junger Desperado schlimmster Sorte Reynolds Fosbrey, der wegen zweier Mordtaten und einer großen Reihe von Einbrüchen angeklagt war. Seine Geliebte Margaret Ryan, die mit ihm zusammen nach Kanada flüchten wollte, hatte bereits einen genauen Plan der Flucht ausgearbeitet. Sie brachte ihm vor einigen Tagen bei einem Besuch mehrere Sägen im Korsett und eine Flasche mit einer ätzenden Säure in ihrem Haar mit. Fosbrey gelang es auch, die starken Stahlstangen, die zwischen ihm und der Freiheit standen, zu durchsägen, aber als er den Korridor hinabschlich, fiel eine Säge auf den steinernen Fußboden; den hellen Klang hörten die Wächter, ergriffen ihn und entdeckten die verwegenen Anstalten, die er zur Flucht getroffen hatte. Nunmehr wurde der Verbrecher in eine besondere Zelle neben der Zimmermannswerkstatt des Gefängnisses gebracht und ein Wächter mußte mit ihm im selben Raum bleiben und Tag und Nacht auf ihn aufpassen. Jetzt schien der elektrische Stuhl sein sicheres Zukunftslos zu sein. Nichtsdestoweniger vollbrachte er das Unmögliche. Während der Wächter neben ihm friedlich schlief, riß er mit seinen herkulischen Kräften die Stahlstangen von dem Ventilator seiner Zelle, kletterte die Wand hinauf und zwängte sich durch die enge Oeffnung in die Zimmermannswerkstatt hinein. Hier fand er ein Brecheisen und eine Leiter. Mit dem Brecheisen zerschmetterte er die Stahlvergitterung des Fensters, mit der Leiter kam er glücklich in den Gefängnishof und von dort auf die 30 Fuß hohe Umfassunsmauer, von derg er unverletzt hinabsprang. Es war schon in den ersten Morgenstunden, und die Patrouille hatte bereits ihre Runde gemacht, so daß man die Leiter, an die Mauer gelehnt, erst zur Frühstückszeit entdeckte, als der Wärter in der Zelle erwachte und das Nest leer fand. Jede Verfolgung wär nutzlos; der Mörder war seinem Schicksal entronnen.

Eine mexikanische Jungfrau von Orleans

wird in amerikanischen Berichten eine Frau genannt, die sich durch einen verwegenen Handstreich zur unumschränkten Gebieterin einer ganzen Stadt gemacht hatte. Die Amazone war die Frau des Obersten Lazero Alanis, eines Rebellenführers, der in der Umgegend von Palomas gegen die Regierungstruppen kämpft. An der Spitze von zehn Soldaten, die ihr zu Fuß folgten, ritt sie nach der Stadt Juarez, die nur von einer Polizeiwache beschützt wird. Rasch war sie vor die Wache gesprengt und entwaffnete selbst den Befehlshaber der Polizei und seine sechs Leute. Es war ein seltsamer Anblick, wie nun die junge schöne Frau, in ein Reitkostüm von Kaki gekleidet, auf ihrem Schimmel durch die Straßen sprengte, jeden, der sich ihr entgegenzustellen wagte, mit ihrem Gewehr bedrohte, und die Ladeninhaber zwang, gutwillig ihre Vorräte herauszugeben. Ihre Leute hatten sich unterdessen mit den Pferden der Polizisten beritten gemacht und folgten ihr. Alles vollzog sich in größter Ruhe, denn die Bürger waren von der seltsamen und faszinierenden Erscheinung so überrascht, daß sie sich nicht zu widersetzen wagten. Mit Beute reich beladen, ritt die Amazone bei Anbruch der Nacht mit ihren nun ebenfalls berittenen Begleitern fort, um wieder zu den Truppen ihres Mannes zu stoßen. Die Bürger erwachten erst langsam aus ihrer Erstarrung und bildeten nun eine Bürgerwehr, deren altertümliche Waffen einen neuen Angriff abwehren sollten.

Die Kino-Schauspielerin.

Mit dem Aufblühen der Kinematographentheater und der Entfaltung ganz neuer theatralischer Formen im Film ist auch ein neuer Beruf entstanden, der des Kino-Schauspielers, der sich gar merklich von dem des gewöhnlichen Komödianten unterscheidet. Die aufregenden und abenteuerreichen Ereignisse, die hier dargestellt werden, verlangen von dem Mimen Wagemut und körperliche Gewandtheit. Freilich erlebt man in diesem Beruf auch Abenteuer, die an Atem raubender Spannung und Gefährlichkeit nicht viel zurückstehen hinter den Ereignissen, die man im Bilde wiedergibt. Von ihrem eigenartigen Tagewerk plaudert eine der führenden englischen Kino-Schauspielerinnen Gladys Silvani in einer englischen Zeitschrift: „Im Laufe von wenigen Tagen muß man sich da ertränken, eine Feuerspritze bedienen, als Chauffeur ein Auto lenken oder sich aus einem brennenden Hause retten, natürlich am besten so, daß man am Schornstein in die Höhe klettert. Ich erinnere mich, wie mir der Maneger eines Tages ganz kühl sagte, heute müßte ich ins Wasser gehen. „Aber," sagte ich, ein wenig aufgeregt über diesen Gedanken, „ich kann nicht schwimmen." „Desto besser," meinte er zufrieden. „Dann werden Sie desto leichter ertrinken." Er hätte mit diesem Wort beinahe mehr Recht behalten, als er ahnte. Ich sollte vor meinen Verfolgern mit gestohlenen Papieren flüchten. Im tollsten Lauf komme ich an das Ufer des Flusses, in den ich springen soll, und stürze mich hinein. Ich fühle wie ich sinke. Der Maneger, der den Film aufnimmt, — er stand auf einer kleinen sumpfigen Insel in der Mitte des Flusses, schreit voll Entzücken: „So ist's recht, Fräulein. Sie gehen ja glänzend unter." Und ich wäre, wirklich glänzend untergegangen, wenn nicht noch im letzten Moment einer der Umstehenden gesehen hätte, daß aus

Der Brandstifter von Moskau.

Die grandiose Tragödie des Moskauer Brandes, dessen Flammenzeichen am 15. September 1812 das erste große Brandopfer für den Untergang des Korsen mit purpurnem Finger an Rußlands Himmel schrieben, hat noch einen andern Helden als den Franzosenkaiser, der vor dem Glutenmeer aus dem Kreml fliehen mußte: nämlich den eigentlichen Urheber dieser grausig-großen Tat, den Grafen Feodor Wasiljewitsch Rostoptschin. In diesem Mann voll leidenschaftlichem Franzosenhaß, wildem Ehrgeiz und einer alles opfernden Vaterlandsliebe ist gleichsam der Geist des russischen Volkes symbolisiert, und seine Tat bleibt, so verschiedenartig sie auch beurteilt worden ist, das Zeugnis einer fanatischen Energie. Aus einer wenig bedeutenden Familie stammend, war Rostoptschin der Günstling Kaiser Pauls I. geworden, vom Zaren zum General, zum Großhofmarschall, zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten gemacht und in den Grafenstand erhoben worden. Die finstere Entschlossenheit, die in seinem Wesen lag, kam am stärksten in seiner Erbitterung gegen Frankreich zum Ausdruck; er haßte die Revolution als den Fluch der Menschheit, und er haßte noch mehr den Sohn dieses Chaos, Napoleon. Als 1800 eine Annäherung der russischen Politik an Frankreich erfolge, widersetzte er sich bis aufs äußerste und fiel schließlich in Ungnade. Mit ruhiger Resignation zog er sich auf sein Landgut Woronowo, 50 Werst von Moskau entfernt, zurück, um hier, nicht mehr beschienen von der Sonne der kaiserlichen Gunst, seine Tage zu verbringen. Aber kaum war er auf seinem Gute angelangt, als ihm ein Kurier ein Billett von der Hand des Zaren brachte mit den wenigen Worten: „Ich bedarf Deiner dringend. Komm schnell zurück. Paul." Angstvoll eilte Rostopschin nach Petersburg, aber er kam zu spät: Paul war ermordet und der Anstifter des Komplotts war der Graf Pahlen, der die Mißstimmung zwischen dem Zaren und seinem treuen Minister geschickt geschürt hatte. Rostoptschin eilte wieder auf sein Landgut zurück und lebte nun 10 Jahre lang in Woronowo mit seiner Frau und seinen Kindern; er nannte später diese Zeit die glücklichste und schönste seines Lebens. Aber der Ehrgeiz ließ ihn doch nicht ruhen, und dazu kam die quälende Wut über die Siege des verhaßten Eroberers. Seit 1810 erschien Rostoptschin wieder am Hofe des Zaren, und 1812 wurde ihm als einem der treuesten und entschlossensten Diener Rußlands das Schicksal Moskaus anvertraut. Der General-Gouverneur suchte zunächst das Volk der Hauptstadt und des Gouvernements durch öffentliche Bekanntmachungen zu beruhigen. Auch nach der Schlacht bei Borodino glaubte er noch, daß das russische Heer vor den Mauern der Stadt den Feind vernichten werde. In einem Aufruf vom 11. September forderte er die Bevölkerung auf, sich zu Fuß und zu Pferd zu bewaffnen, sei es auch nur mit Aexten und Mistgabeln: „Der große Bösewicht wird vor Moskau durch Feuer und Schwert seinen Untergang finden." Dann aber schlug seine Siegeszuversicht in düstere Verzweiflung um. Die Kunde von dem Brande von Smolensk hatte in ihm wohl schon einen größeren, furchtbareren Gedanken erweckt. Dem Oberfeldherrn Kutusow erklärte er, er wolle Moskau „lieber den Flammen, als dem Feinde übergeben," und dem Kaiser schrieb er am Tage vor dem Brande: „Bonaparte wird Moskau ebenso verlassen finden wie Smolensk. Alles ist fortgeschafft. Die Stadt wird, wenn sie in Napoleons Hände fällt, eine Wüste sein — wenn das Feuer sie nicht vorher verzehrt — und sie wird sein Grab werden können." In aller Eile ließ er Fackeln, Raketen, Zündungen und andere Brandmaterialien anfertigen; die Bewohner wurden zur Auswanderung ermuntert, sodaß von 240 000 Einwohnern schließlich nur 40 000 Menschen der niedrigsten Volksklasse zurückblieben. Alle Feuerspritzen waren entfernt, die Brunnen verschüttet; die Gefängnisse wurden geöffnet und den Verbrechern Begnadigung verheißen, wenn sie beim Anzünden tätig sein würden. Bevor er selbst die Stadt verließ, beging Rostoptschin noch einen Akt bizarrer Grausamkeit, indem er den jungen Sohn eines Kaufmannes Weretschagin, der eine französische Proklamation ins Russische übersetzt hatte, durch das Fenster auf die Straße werfen ließ und die Wut des Pöbels gegen den „einzigen Verräter Moskaus und Rußlands entflammte, worauf der Unglückliche von der Menge buchstäblich zerrissen wurde. Rostoptschin hat über diese Untat lebenslang Gewissensbisse gehabt; damals aber erfüllte ihn ein wilder Stolz über sein Zerstörungswerk, und als er am 14. um Mittag Moskau verließ, blickte er noch einmal über die golden leuchtenden Kuppeln und Türme und sagte zu seinem ältesten Sohne Sergius: „Grüße Moskau zum letzten Male; bald wird es ein Flammenmeer sein." Der General-Gouverneur begab sich nach Woronowo, wo eine große Menge von Gästen Zuflucht gefunden hatte. Doch als die Kunde vom Herannahen der Franzosen kam, erklärte Rostoptschin den Versammelten, daß er auch sein liebstes Besitztum den Flammen übergeben werde. Er ermunterte die andern, Feuer anzulegen; er selbst ging, von dem englischen Gesandten Sir Robert Wilson begleitet, in sein Schlafzimmer und warf eine brennende Fackel in die Betten. als dann überall die Flammen aufloderten, stand er kalt und ruhig und rief: „Nun bin ich zufrieden!" Auf den rauchenden Trümmern brachte er mit eigener Hand folgende Inschrift: „Acht Jahre habe ich drauf ver-

der Komödie furchtbarer Ernst wurde, und mich gerettet hätte. Solche Abenteuer sind nicht gan zselten. Aber mein gefährlichstes Erlebnis hatte ich, als ich mich vor einen Schnellzug werfen sollte. Die Sache war auf einer richtigen Eisenbahnlinie arrangiert; aber es sollte eine Lokomotive und ein Zug verwendet werden, der bereits außer Dienst war. Ich stand auf dem Geleise und wartete auf die Maschine. Sie kam und kam nicht, und ich dachte schon, ich hätte etwas versehen. Da höre ich plötzlich den Ton eines heranbrausenden Zuges, und von fern kommt die Lokomotive in Sicht. Der Maneger stellt seinen Apparat auf und ich eile zwischen die Geleise, um mich vor dem Zug niederzuwerfen. Da sehe ich auf einmal zu meinem Entsetzen, daß der Zug, der da rasch heranbraust, gar nicht meine ausrangierte Maschine ist, sondern ein wirklicher Schnellzug. Der Lokomotivführer bemerkt mich nicht. Den Bruchteil einer Sekunde stehe ich wie angewurzelt da. Dann sagt mir etwas in meinem Gehirn, daß ich versuchen muß, mich zu retten. Aber ich war so verwirrt, so vom Schrecken betäubt, daß ich nicht zur Seite sprang, wozu noch Zeit gewesen wäre, sondern in sinnloser Angst vor dem Zuge herlief, wie wenn ich ihm entlaufen könnte. 20, 15, 10 Meter hinter mir höre ich das Fauchen der Maschine, das Donnern des Zuges. Und nun kommt mein gewisses Ende. . . War es nun Instinkt oder das Gesetz der Selbsterhaltung — ich weiß es nicht. Ich stolperte, ich stürzte, ich warf mich zur Seite und rollte kopfüber die steile Böschung herunter, während der Zug oben an mir vorübersauste."

∞ Die Amulette der Flieger.

Aberglauben ist eine Blume, die zwischen Romantik und Abenteuer, zwischen Gefahren und Wagnissen am leichtesten erblüht. Deshalb sind die Leute, die dem gefährlichsten und wagehalsigsten Beruf obliegen, auch die abergläubischsten, und so ist es kein Wunder, daß die Flieger ihre Amulette haben müssen, in denen ihr Glück, ihr Glauben an ein günstiges Schicksal gleichsam versinnbildlicht ist. Eine englische Zeitschrift weiß allerlei von glückbringenden Fetischen berühmter Helden der Luft zu erzählen. Santos Dumont würde nie einen Flug unternehmen, ohne das Medaillon der heiligen Jungfrau, das ihm von der Prinzessin Isabella geschenkt wurde und in dem er sein wirksamstes Amulett erblickt. Von einem bekannten Flieger, dessen Name nicht genannt werden soll, wird erzählt, daß er einmal bei einem furchtbaren Absturz wie durch ein Wunder dem sicheren Tode entgangen sei. Seitdem bewahrt er das Hemd, das er an jenem Tage trug, als kostbare Reliquie auf, hat es seitdem nicht mehr waschen lassen und legt es stets unter seinen Kleidern an, wenn er sich zu einem entscheidenden Fluge rüstet. Eine große Anzahl von Amuletten besitzt Graham White; er glaubt bald an die Wirksamkeit des einen, bald an die des anderen, und noch häufiger an die Kraft von mehreren zugleich. Da hat man bemerkt, daß er einen kleinen roten Sammetschuh an die Maschine gerade über seinen Kopf gebunden hatte; dann wieder trug er einen Strauß von weißem Heidekraut, einen Knoten von violettem Band oder ein scheußliches kleines Götzenbild. Das wunderlichste Amulett ist wohl das eines anderen englischen Fliegers, der nie seine Maschine besteigt, ohne die Schnurrbarthaare eines Tigers sorgfältig in der Tasche zu tragen. Er huldigt dabei einem alten indischen Glauben, nach dem die Schnurrbarthaare des Tigers besonders Verehrung genießen und voll geheimnißreicher Kräfte sein sollen. Wintziers soll sich dem Schutz eines kleinen Kinderspielzeugs anvertrauen, das für ihn von höchster Bedeutung ist. Es ist ein ganz gewöhnliches Aeffchen aus braunem Sammet und mit schwarzen Augen. Aber der Flieger sieht darin ein schicksalsschweres Heiligtum, an das er umso mehr glaubt, als er von ernsthaften Unglücksfällen bisher bewahrt geblieben ist. Der bekannte englische Militärflieger Leutnant Conneau schwört auf seine Tuchkappe, eine Art Mütze mit Ohrklappen und Kinnband, ohne die ihm die rechte Kraft zum Fliegen fehlt. Bei dem großen englischen Rundflug verlor er die Kappe und soll dadurch sehr entmutigt worden sein. Aber glücklicherweise wurde das nur für ihn kostbare Kleinod bei Salisbury Plain wiedergefunden, so daß er den Endsport des Fluges, der ihm den Sieg brachte, mit seiner geliebten Mütze zurücklegen konnte. Besonders abergläubisch sind natürlich die Fliegerinnen, und jede von ihnen hat ihr wirksames Amulett, über das sie aber Stillschweigen bewahren, weil sie ein Teil der Wirksamkeit in dem Geheimnis erblicken.

Der entflohene Flohzirkus.

Eine sehr spaßhafte Geschichte mit einem Flohzirkus, der eines Abends kurz vor Beginn der Vorstellung entfloh und sich in großen Sprüngen in alle Winde zerstreute, ereignete sich in einem kleinen südfranzösischen Dorfe. Man ist dort unten mit Schaustellungen nicht sehr verwöhnt, und die Bärenführer und von Aeffchen begleiteten italienischen Drehorgelspieler, die gelegentlich durch den Ort kommen, decken so ziemlich den ganzen Bedarf der Einwohner an theatralischen und zirzensischen Künsten. Umso größer war die Erwartung der biederen Dörfler, als der „berühmte Dompteur Charles mit seinen gezähmten Riesenflöhen" auf einem freien Platz im Dorfe sein Zelt errichtete und draußen ein buntes Schild mit der Aufschrift „Mister Charles internationale Flohzirkus" befestigte, das von den „Raubtieren" in Mister Charles Kunstinstitut einerseits ganz gewaltige noch nie gesehene Dimensionen, anderseits ganz märchenhafte Leistungen erwarten ließ. Es war darum kein Wunder, daß sich am Abend der „Eröffnungsvorstellung" die Schaulustigen am Eingang des Zeltes drängten; daß die Bürgerschaft, vom Ortsgewaltigen bis zum Hütejungen hinab, nahezu vollzählig der sensationellen Dinge harrten, die kommen sollten. — Flöhe kannten sie zwar, aber so enorme Riesenflöhe! — das war doch etwas Besonders — und daß Mister Charles selbst hinter dem Vorhange sich strahlend die Hände reiben konnte, wenn er hörte, wie draußen die Geldstücke klapperten, die von der „Frau Direktor" in die Kassenteller gesammelt wurden. Die Vorstellung begann unter atemloser Stelle des Publikums, und die Leistungen waren ganz annehmbar. Bis die Katastrophe kam, Mr. Charles wollte eine besondere Leistung seiner Künstler vorführen und forderte aus diesem Grunde das Publikum, voran den Herrn Bürgermeister, auf, näher heranzuzutreten. Würdevoll trat die Spitze des Ortes an den Demonstrationstisch. Da gefiel einem der Flöhe der fette Hals des Gestrengen, der Raubtierinstinkt durchbrach bei ihm die Disziplin und schon war er dem Bürgermeister an den Hals gesprungen. Der wußte aus Erfahrung, was er zu tun hatte, er griff nach dem Attentäter und im Augenblick war diese eine geknickte Leiche. Darüber geriet Mr. Charles in Wut. Der getötete Floh war seine beste Kraft gewesen! Er forderte Schadenersatz, verließ in heller Erregung seinen Platz und vergaß sein Ensemble. Dies hatte nur darauf gewartet, denn die Flöhe sprangen sofort davon und verschwanden spurlos.

Das Petroleum in der Medizin.

Die arzneiliche Verwendung des Petroleums ist sehr alt, bereits im 2. Makkabäerbuche ist davon die Rede, worauf Prof. Erbstein in Göttingen in einer medizinisch-historischen Studie hinweist. Im 15. Jahrhundert spielte das am Tegernsee gefundene Petroleum das Wundermittel, als welches es die Mönche verkauften, eine große Rolle. Es sollen mit ihm Heilungen von Lahmen und Gichtbrüchigen erzielt worden sein, und man schrieb ihm die Kraft zu, die durch Feuer Geschädigten zu heilen. Innerlich in Wein genommen, sollte es den Magen erwärmen. Auch bei Gehörstörungen erwies es sich angeblich wirksam, aber merkwürdigerweise wurde es dabei nicht in das kranke, vielmehr in das gesunde Ohr eingegossen. Später gebrauchte man es bei Gicht, Rheumatismus, Lähmungen, Frostbeulen und Krätze äußerlich in Form von Einreibungen. Innerlich wurde das Petroleum in der Mitte des vorigen Jahrhunderts bei Wassersucht und Eingeweidewürmern zu 5—20 Tropfen verordnet. Jetzt gebraucht man eine Reihe von Oelprodukten, wie die Paraffine und Vaseline, als Salbengrundlagen. Prof. Erbstein meint, die Erdölpräparate sollten weiter in der Medizin geprüft werden wegen ihrer Fähigkeit, Bakterienkulturen zu hemmen, sowie deswegen, weil man sie dem Verdauungskanal derart einverleiben kann, daß sie erst im Darme ihre Wirksamkeit entfalten.

Allerlei Weisheit.

Die Baukosten des Kaiser-Wilhelm-Kanals betrugen pro Kilometer rund zwei Millionen Mark, diejenigen des Panamakanals betragen aber schon jetzt rund 480 Millionen Mk. pro Kilometer. — Bei klarem Wetter kann man von der 2964 Meter hohen Zugspitze eine Fläche überblicken, die größer ist als Bayern und Württemberg zusammengenommen. — Der Redner, der bisher am längsten sprach, nämlich 26 Stunden hintereinander, war ein Dr. Kosmos in Britisch-Columbia. Die Rede fand im Jahre 1880 statt. — Das älteste deutsche Gymnasium, noch aus der Zeit Karls des Großen stammend, ist das Gymnasium in Kempten. — Die Deutschen verwenden leider sehr viel Fremdwörter beim Sprachgebrauch. Einer Zählung zufolge verfügen sie über rund 70 000 Fremdwörter! — Der Jagdschein für die Jagd auf einen einzigen Elefanten muß in Indien mit 750 Mark bezahlt werden. — China exportiert jährlich für gegen 40 Millionen Mark papierne Fächer und Schirme. — Alljährlich werden auf der ganzen Welt rund 2 Millionen Erfindungen zum gesetzlichen Schutz angemeldet.

Das englische Münzsystem geht auf eine Verordnung Karls des Großen, also eines deutschen Kaisers, zurück. — Der Donner ist höchstens 25 Kilometer weit hörbar. — Nach statistischen Berechnungen kommen in Berlin 50 Einwohner auf je 1 Haus, in Breslau 40, in München 28, in Hamburg 23, in London aber nur 7, in Liverpool und Manchester 5, in Leeds gar nur 4. — Schon zur Zeit der Entdeckung Amerikas wußten die mexikanischen Kulturvölker, daß 365 Tage nicht der wahren Länge des Sonnenjahres entsprechen. Sie behalfen sich, genau so wie wir, mit Einfügung eines Schalttages. — Gedruckte Noten gibt es bereits seit dem Jahre 1473. — Die Londoner Wasserleitung wird durch 184 Wasserwerke gespeist. — 5000 Purpurschnecken sind nötig, um nur 1 Gramm Purpurfarbe zu gewinnen. — Postsendungen gelangen jetzt schon in 13 Tagen von Berlin nach Peking, in 15 Tagen nach Shanghai, da sie nicht mehr zu Schiff, sondern mit der sibirischen Eisenbahn befördert werden. — Ein Strauß liefert alle acht bis neun Monate 20 bis 40 weiße und einige schwarze Federn. — Ein Fußmarsch von 5 Kilometern ist einer Radfahrerleistung von 18 Kilometern gleichzuwerten. — Der vierte Teil aller deutschen Schulkinder ist ohrenleidend. — In Japan kosten die Inlandsbriefe nur 2 Sen Porto; 2 Sen sind nur soviel, wie ein halber Pfennig. — Die Reichsbank mit allen ihren Nebenstellen verbraucht jährlich rund 250 000 Beutel aus Grauleinen zum Verpacken gemünzten Geldes. — Eberswalde liefert den größten Teil aller in der Welt gebrauchten Hufnägel. — Eine Heuschrecke kann trotz ihrer Kleinheit in einer Stunde bei ruhigem Wetter eine deutsche Meile weit fliegen. — Am heiligen Abend werden in Neapel für rund anderthalb Millionen Mark Fische verzehrt. — In Rußland kommt durchschnittlich erst auf ca. 200 000 Seelen ein Arzt. — In Irland vererbt sich das Brautkleid viele Generationen hindurch. — In Bayern gibt es ohne die ca. 14 000 Hektar großen Seeflächen rund 27 000 Fischteiche. — Eine Pferdekraft genügt, um 270 Millionen Taschenuhren in Gang zu erhalten.

Die Verlobung im Operationssaal.

Während einer Freiluftaufführung des „Wilhelm Tell", die in diesen Tagen in Interlaken stattfand, hatte der Darsteller des Geßler, ein junger hübscher Schauspielerdilettant namens Bauer, das Unglück, mit seinem scheugewordenen Pferde zu Fall zu kommen und ein Bein zu brechen. Bei der ärztlichen Untersuchung im Krankenhaus, wohin man den Verunglückten geschafft hatte, erwies sich der Bruch als so kompliziert, daß im Interesse der Lebensrettung des Patienten die sofortige Amputation des Beines unumgänglich notwendig erschien. Davon wollte der junge Bauer zunächst nichts wissen, gab aber schließlich den dringenden Vorstellungen nach und wünschte nur vor der Operation ein junges Mädchen noch einmal zu sprechen, das er kürzlich vor der Vorstellung getroffen hatte und in das er sich verliebt hatte. Das junge einer reichen Familie Interlakens angehörende Mädchen wurde dann auch herbeigeholt und in den Operationssaal geführt. Hier kam es zu einer dramatisch bewegten Szene, in deren Verlauf das Mädchen seine Liebe gestand, dem hilflos Daliegenden einen Ring an den Finger steckte und sich angesichts der Zeugen dadurch mit ihm verlobte. Dann wurde die Braut wieder aus dem Saale geführt, und die Operation wurde glücklich durchgeführt.

Allerlei.

Der Kaiser spendete für die Armen der Stadt Bern 5000 Franken.

Vom König Friedrich August. Der erzgebirgische Strumpfwirker Ahner, der Sorgen genug hat, mit seiner Hände Arbeit seine nicht kleine Familie durchzubringen, hat gegenwärtig zwei Söhne in Dienst bei der sächsischen Armee. Er hätte deshalb gerne die Parade auf dem Zeithainer Exerzierplatze gesehen, allein seine Mittel gestatteten ihm nicht die Reise, geschweige die Ausgabe für ein Billett zur Parade. Er wandte sich an den König selbst und erhielt bald darauf eine Karte, die ihm den Zutritt zu dem Exerzierplatz zusicherte und 8 Mark bares Geld.

Gedankenlose Briefschreiber. Nach dem letzten Bericht des britischen Generalpostmeisters belief sich die Zahl der unbestellbaren Postsendungen in England im vorigen Jahre auf nicht weniger als 29 Millionen Stück aller Art! Die meisten konnten freilich dem Absender wieder zurückgegeben werden. Immerhin blieben etwa 200 000 übrig, bei denen weder der Adressat noch der Absender zu ermitteln waren. Die Post hat durch derartige Sendungen zerstreuter Menschen eine gewaltige Mehrarbeit, aber dies ist, wie der Bericht weiter sagt, nicht ganz unlohnend. Viele der gänzlich unbestellbaren Sendungen enthielten nämlich allerlei Zahlungsmittel in Form von Banknoten oder Briefmarken, deren Gesamtwert sich jährlich auf über 300 000 Mark beläuft! Nach einer gewissen Zeit tritt die Post in den Besitz dieser Werte, macht also noch ein gutes Nebengeschäft. Ganz ähnlich, wie in England, liegt die Sache auch bei uns.

Journalismus auf hoher See. Aus London wird berichtet: Die neueste große Tageszeitung ist das „Cunard Daily Bulletin", das fortan nicht mehr als kleines Blättchen mit den wichtigsten Marconi-Depeschen, sondern als wirkliches großes Tageblatt erscheinen soll. An Bord der „Lusitania" erschien dieses Blatt während der ganzen Reise über den Ozean täglich in einem Umfang bis zu 16 Seiten und brachte alle Nachrichten, die ihm aus der ganzen Welt mit Hilfe der drahtlosen Telegraphie zugegangen waren. Die Schiffspassagiere fanden darin die vollständigen Sport- und Rennberichte, eingehende Börsennotizen, und alle bedeutenden Weltereignisse; sie erhielten auch eine illustrierte Seite Theaternotizen, leitende Artikel über „Auswanderung der Gesellschaft" und Feuilletons von bekannten Autoren. Das „Cunard Daily Bulletin", das bei den Passagieren der „Lusitania" natürlich einen glänzenden Erfolg hatte, soll in dieser großen Form in Zukunft auf allen Dampfern der Linie, die auf dem Nordatlantischen Ozean fahren, erscheinen.

Der größte Hochzeitskuchen. Einen eigenartigen Rekord hat ein Mister Mergenstein in Philadelphia aufgestellt, indem er seiner Tochter Mannie einen „Hochzeitskuchen" von solchen Dimensionen stiftete, wie man ihn selbst in der klassischen Stadt dieser Kuchen noch nicht gesehen hat. Das Ungetüm, denn anders kann man den Berg von Süßigkeiten kaum bezeichnen, war 6 Fuß hoch und wog nicht weniger als 300 Pfund. Dazu kommt noch, daß die süße Schönheit eine Lebensdauer von etwa 25 Jahren soll erreichen können. Unter den Bestandteilen dieses Meisterwerks der Bäckerkunst, an dessen Vorbereitung Mr. Mergenstein und sein Sohn zwei Wochen gearbeitet haben, waren 100 Pfund trockene Weintrauben, 30 Dutzend Eier, 75 Pfund Zucker und 20 Pfund Butter.

Das höchste Haus der Erde. In Newyork ist jetzt der höchste Wolkenkratzer, das Woolworth Building, vollendet worden, der bis zu 780 Fuß himmelan strebt und eine ganze Welt für sich in seinen Mauern birgt. Die Mieter dieses neuen Riesenbaues bezahlen im ganzen ungefähr 1 Million Mark Miete jährlich. Das Haus hat 50 Stockwerke mit je 400 Räumen. In dem Hause befindet sich eine Feuerwehrstation, eine Rettungswache, 2 Apotheken, zwei Bars, drei Restaurants, drei ärztliche Sprechzimmer, ein zahnärztliches Institut und schließlich wohnt auch eine Hebamme darin zum Empfang der künftigen Bewohner. Der neue Wolkenkratzer ist nach französischen Plänen mit französischem Kapital erbaut, also kein eigentlich amerikanisches Produkt.

Gesundheitliches.

Die Gefährlichkeit kleiner Schnittwunden. Eine medizinische Zeitschrift stellt auf Grund statistischer Notizen fest, daß alljährlich eine ganze Anzahl von Menschenleben an der unverzeihlichen Nichtberücksichtigung kleiner Schnitt- und anderer Wunden sterben, die man sich an den Händen oder an anderen Körperstellen zugezogen hat. In einigen Fällen arten diese kleinen Wunden durch unvorsichtige Berührung mit unreinlichen Stoffen in Blutvergiftung aus. Der Hergang der Sache ist fast stets der gleiche. Man bringt sich bei irgendeiner Beschäftigung einen kleinen Schnitt, eine Wunde bei, die so gering ist, daß man das Blut mit dem ersten besten Läppchen stillt, das zur Hand ist, und dann denkt man nicht mehr daran. Die kleine Wunde wird sich selbst überlassen und allem Schmutz und Ansteckungsstoff preisgegeben, der sich ja auch massenweise in der Luft befindet. Vielfach geschieht ja weiter nichts, wenn man eben bewußt oder unbewußt durch Sauberkeit, öfteres Reinigen usw. einer Entzündung vorbeugt. Schon das Waschen mit Seife wirkt desinfizierend. Hat sich dagegen die Fäulnis bereits eingestellt, so kann auch der Wundarzt wenig tun, ihren bösartigen Fortschritt aufzuhalten. Die kleinste Wunde trägt, solange sie ungeheilt bleibt, die Gefahr einer Blutvergiftung in sich.

Im Konservatorium der Musik zu Köln fand am 5. Juli ds. Js. die Bewerbung um den alle zwei Jahre zur Verteilung gelangenden **Ibach-Preis** statt. Dieser besteht aus einem von der Firma Rud. Ibach Sohn gestifteten Konzertflügel. Unter neun Bewerbern errang den Preis Arthur Laugs aus Hagen i. W., Schüler Karl Friedbergs; eine lobende Erwähnung erhielt Herr Josef Steiffeler aus Köln, Schüler von Prof. L. Uzielli. Die Aufgabe bestand im 1. Satz des Konzerts von G. Martucci und einer selbstgewählten Fuge von Bach.

wandt, dieses Haus zu verschönern, und habe darin glücklich gelebt im Schoß meiner Familie. Nun lege ich Feuer daran, damit es nicht besudelt werde durch Eure Gegenwart. Franzosen, ich habe Euch mein Haus in Moskau überlassen mit einer Einrichtung für eine halbe Million Rubel. Hier werdet Ihr nur Asche finden." Die heroische und doch auch wieder herostratische Tat Rostoptschins hat ihm selbst, so nützlich sie auch dem Vaterland war, kein Glück gebracht. Der Zar wagte nicht die Handlung, die ohne seinen Befehl geschehen war, gut zu heißen, Rostoptschin fiel in Ungnade und ging freiwillig in die Verbannung. Acht Jahre irrte er in Europa umher, und als er 1823, ein alter, müder und kranker Mann, in die Heimat zurückkehrte, um dort zu sterben, schrieb er jene Broschüre „Die Wahrheit über den Brand von Moskau", in der er die Tat völlig ableugnete und sie dem Zufall und der Unachtsamkeit zuschrieb. Dadurch hat er die Welt eine Zeit lang über seinen eigenen Heroismus getäuscht, aber heute steh tes durch sichere Dokumente außer Zweifel, daß Rostoptschin der Brandstifter von Moskau war.

Kinderlaube

redigiert von Martha Rempner-Hochstädt.

Wanderlied.

Von Tante Käthe.

Vögel singen, Blumen blühen,
Grün ist wieder Wald und Feld;
Oh, so laßt uns ziehn und wandern,
Von dem einen Ort zum andern,
Durch die weite, grüne Welt!

Wie im Bauer sitzt der Vogel,
Saßen wir noch jüngst zu Haus:
Aufgetaut ist jetzt der Bauer,
Hin ist Winter, Kält' und Trauer,
Und wir fliegen wieder aus.

Freude lebt auf allen Wegen,
Um uns, mit uns, überall;
Freude säuselt aus den Lüften,
Hauchet aus den Blumendüften,
Tönt im Sang der Nachtigall.

Nun, so laßt uns ziehn und wandern
Durch den neuen Sonnenschein,
Durch die lichten Au'n und Felder,
Durch die dunkelgrünen Wälder,
In die neue Welt hinein!

Die Gans.

Von Onkel Artur.

Im allgemeinen wird die Gans den beschränkten und einfältigen Tieren zugezählt und wegen ihres gedankenlosen, stieren Blicks und ihres schwerfälligen, täppischen Wesens gilt sie als ein Sinnbild der Stumpfheit und Dummheit:

„Es zog ein Gänschen übern Rhein
Und kam als Gickgack wieder heim,"

sagt das Sprichwort. Und doch ist die Gans nicht so dumm, wie sie aussieht. Namentlich hat sich die wilde Gans durch ihr Umherfliegen im Freien, wobei sie vor den Nachstellungen des Jägers auf der Hut sein muß, ihre ursprüngliche Kraft, Beweglichkeit, Mut, Wachsamkeit und Klugheit bewahrt. Bei der zahmen Gans ist hauptsächlich ihre Wachsamkeit zu loben, durch welche sie zuweilen den Menschen schon wichtige Dienste geleistet hat. Bei dem geringsten Geräusch erheben die Gänse ein großes Geschrei, und so geschah es, daß sie, wie die Legende meldet, durch ihr Geschrei den frommen Martin verrieten, der sich bei ihnen versteckt halten wollte, und auf diese Weise einer christlichen Gemeinde zu einem tüchtigen Bischofe verhalfen. Auch wurde durch die Wachsamkeit der Gänse das Kapitol, die Burg des alten Rom, gerettet und der Staat auch. In neuerer Zeit hat ein Gänserich ebenfalls die Stelle eines Hundes vertreten. Im Jahre 1834 wohnte in England unweit eines Pachthofes ein alter Herr. Jeden Morgen um 5 Uhr kam zu diesem ein Gänserich des Pächters und weckte ihn durch sein Geschrei. Dann begleitete er ihn den ganzen Tag auf seinen Gängen, selbst durch die volkreichsten Straßen der Stadt, unbekümmert um das Gelächter und Geschrei der Jugend. Fiel jemand dem alten Herrn lästig, so gab das Tier seinen Unwillen durch Geschrei kund, biß auch wohl. Trat er in ein Wirtshaus, so folgte der Gänserich, wenn man ihn einließ, und blieb hinter ihm stehen, bis derselbe sein Glas geleert hatte. Gestattete man aber dem Tiere nicht den Eingang, so erwartete es seinen Herrn draußen.

Zweisilben-Rätsel.

Die erste ist ein Segen für jenes Land,
In dem einst Moses' Wiege stand.
Die zweite ist ein edles Tier,
Im Krieg und Frieden nützt es dir,
Das Ganze suche nicht in Deutschlands Gauen,
In einem fernen Flusse kannst du's schauen.
Dort rast' es in der kühlen Flut,
Weil's nicht verträgt der Sonne Glut.

Nilpferd.

Rätsel.

1. Willkommen, o seliger Abend,
2. Mein Arm wird stark,
3. Es kamen grüne Vögelein,
4. Immer muß ich wieder lesen.

Aus jedem der oben angeführten Liederstrophenanfänge ist ein Wort zu wählen. Die gefundenen Wörter ergeben dann den Anfang eines bekannten Abendliedes.

Abend wird es wieder.

Der Frosch.

Von Onkel Frithjof.

Der Frosch sitzt in dem Rohre,
Der dicke, breite Mann,
Und singt sein Abendliedchen,
So gut er singen kann:
Quak, quak!

Er meint, es klingt gar herrlich,
Kömmt's niemand so wie er;
Er bläst sich auf gewaltig,
Meint wunder, wer er wär'.
Quak, quak!

Mit seinem breiten Maule
Fängt er sich Mücken ein,
Guckt mit den dicken Augen
Froh nach der Sonne Schein.
Quak, quak!

Das ist ein ewig Quaken,
Er wird es nimmer müd',
Solange noch ein Blümchen
Im Wiesengrund nur blüht.
Quak, quak!

Herr Frosch, nur zu gesungen!
Er ist ein lust'ger Mann.
Im Lenz muß alles singen,
So gut er singen kann:
Quak, quak!

Familienfreund

Unterhaltungs-Blatt

für die

Stunden der Muße am häuslichen Herd.

Die Fährte.

Erzählung von Lothar Brenkendorf.

(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Er hatte sich in einem Hause eingemietet, das dem von Möllmann bewohnten ziemlich nahe liegt, und hat nach Aussage seiner Wirtin von Anfang an ein merkwürdig aufgeregtes und verstörtes Wesen an den Tag gelegt. Am Tage hat er seine Wohnung kaum jemals verlassen, und wenn er des Abends ausging, hat er sich immer nach Möglichkeit vermummt, als fürchte er, auf der Straße von jemand erkannt zu werden. Gestern abend nun hat er seine Rechnung beglichen und seinen Koffer zur Bahn geschickt mit dem Bemerken, daß er erst in der Frühe des nächsten Tages abzureisen gedenke und deshalb vermutlich in der Nacht auf einige Stunden zurückkehren würde. Aber er ist dann doch nicht gekommen, und die Leute haben nichts mehr von ihm gesehen. Auf dem polizeilichen Meldezettel hatte er sich als Schriftsteller bezeichnet. Aber ich denke, die Herren von der Feder werden sich für den sauberen Kollegen bedanken."

„Er nannte sich Paul R.," sagte der Direktor, „und es ist anzunehmen, daß das in der Tat sein richtiger Name ist. — Aber was haben Sie denn, Herr Assessor? Ist Ihnen nicht wohl?"

Ich war nämlich, allen schuldigen Respekt vergessend, auf einen Stuhl gesunken, und an der Eiseskälte, die plötzlich meinen Körper überrieselte, fühlte ich, daß ich leichenblaß geworden sein mußte. Der Name, den mein Chef da genannt hatte, war der Name meines unglücklichen Freundes, desselben, mit dem ich die halbe Nacht hindurch in gemütlichster Vertraulichkeit hinter dem Weinglase gesessen. Eine grausame Laune des Schicksals hatte gerade mich dazu ausersehen, den Unseligen der strafenden Gerechtigkeit auszuliefern.

Das Schauspiel, das ich in diesem ersten Augenblick furchtbarster Ueberraschung gewährte, muß wohl ein überaus klägliches gewesen sein, denn der Direktor, der ganz bestürzt aussah, beeilte sich, mir ein Glas Wasser einzugießen, und er machte schon Miene, nach der Ordonnanz zu klingeln, als ich mich endlich so weit zusammengerafft hatte, um ihm die Ursache meines Erschreckens mitzuteilen, denn an ein Verschweigen oder Vertuschen war hier natürlich nicht zu denken. Ein wie tiefes und schmerzliches Mitleid mit dem bis zum gemeinen Verbrecher Herabgesunkenen auch immer mein Herz erfüllen mochte, zu seinem Mitschuldigen durfte ich mich doch unmöglich machen. Meine Mannesehre wie meine Beamtenpflicht schlossen von vornherein jede Ungewißheit aus über das, was mir hier zu tun oblag.

Wahrheitsgemäß berichtete ich meinem aufs höchste erstaunten Chef über das Erlebnis der letztvergangenen Nacht, und ich verhehlte ihm auch die geheimnisvollen Aeußerungen und Andeutungen meines Freundes nicht, die unter den obwaltenden Umständen freilich leicht genug zu deuten waren.

„Es tut mir leid, daß Sie auf eine solche Art in die Sache verwickelt worden sind," meinte der wohlwollende Vorgesetzte; „aber für das, was Ihre ehemaligen Freunde tun, fällt auf Sie natürlich keine Verantwortung, und Sie konnten es dem Manne selbstverständlich nicht an der Nase ansehen, was inzwischen aus ihm geworden war. Von der Verpflichtung aber, uns durch Ihre genaue Kenntnis seiner Person zu seiner schleunigen Ergreifung behilflich zu sein, kann ich Sie freilich nicht entbinden. — Da haben wir vermutlich schon die Depesche mit seinem Signalement, die sogleich in alle Winde hinausgehen soll."

Das Erscheinen eines Bureaubeamten, der mit dem verhängnisvollen Blatt in der Hand das Zimmer betreten hatte, war die Veranlassung für seine letzten Worte gewesen, und eben hatte er angefangen, mir die genau zutreffende Personalbeschreibung vorzulesen, die nach den Angaben der Vermieterin entworfen worden war, als die Ordonnanz den Kommissar S. meldete, der in dringender Angelegenheit von dem Herrn Direktor gehört zu werden wünschte. Natürlich wurde er sogleich vorgelassen, und ich fühlte etwas wie eine Regung des Hasses in mir aufsteigen, als ich das eigentümlich spöttische Lächeln gewahrte, das bei meinem Anblick seine Lippen umspielte. Ich wollte mich zurückziehen, aber ein Wink des Direktors bedeutete mich, zu bleiben.

„Nun, was gibt's, lieber S.?" fragte er. „Noch etwas Neues in Sachen Möllmann?"

„Jawohl, Herr Direktor! Eine Bestätigung dessen, was ich von allem Anbeginn vermutet hatte. Die ganze Mordgeschichte ist nichts als eine ziemlich plumpe Komödie, die der alte Gauner gespielt hat, um einer Anklage wegen betrügerischen Bankrotts zu entgehen."

„Unmöglich!" riefen der Direktor und ich wie aus einem Munde.

Der Kommissar aber fuhr mit unerschütterlicher Seelenruhe fort: „Es gibt keinen Zweifel mehr, denn ich habe nicht nur das Geständnis der Aufwärterin, die dem dunklen Ehrenmann bei dem Theaterstück hilfreiche Hand geleistet hat, sondern auch die Beichte des Möllmann selbst. — Weil mir die Sache von vornherein ein bißchen sonderbar vorkommen wollte, hielt ich es für angemessen, mich zunächst an anderer Stelle über die finan-

ziellen Verhältnisse des Bestohlenen zu unterrichten, und was ich da in Erfahrung brachte, klang so wenig günstig für den Herrn, daß meine anfänglichen Zweifel sehr bald zur vollen Gewißheit wurden. Ich machte mich nun an die Aufwärterin, deren Benehmen mir gleich beim ersten Verhör einen gewissen Verdacht erweckt hatte, und in weniger als einer Viertelstunde hatte ich ihr ein volles Bekenntnis der Wahrheit entlockt. Gegen das Versprechen einer Belohnung von hundert Mark hatte sie sich bestimmen lassen, ihren Herrn so fest zu binden und zu knebeln, wie es auch der wildeste Raubgeselle aus einem Hintertreppenroman nicht gründlicher hätte besorgen können. Die übrigen Zutaten aber, das eingedrückte Fenster, den gewaltsam erbrochenen und durchwühlten Schrank und die blauen Flecken am Halse hatte sich der erfinderische Herr Möllmann vorher selbst besorgt, so daß die Geschichte für einen naiven Beobachter" — er vergönnte mir dabei einen nicht sehr schmeichelhaften Seitenblick — „wirklich ganz glaubhaft aussehen konnte. Als ich erst einmal das Geständnis der Frau hatte, kostete es natürlich nicht mehr viele Mühe, auch den braven Möllmann zu gleicher Aufrichtigkeit zu veranlassen, und da er sich auf mein Zureden hin überraschend schnell von den Folgen der ausgestandenen Todesangst erholt hat, hatte ich kein Bedenken mehr, ihn zu seiner größeren Sicherheit in polizeilichen Gewahrsam zu nehmen."

„Und Paul R.?" fragte der völlig verblüffte Direktor. „Wie in aller Welt ist das ihm gehörige Etui mit dem Bilde des Fräulein H. in Möllmanns Schlafzimmer gekommen?"

Der Kommissar zog die Schultern in die Höhe. „Da bin ich allerdings überfragt. Sowohl Möllmann wie seine Aufwärterin bleiben dabei, nichts von der Herkunft des Täschchens zu wissen und es nie zuvor gesehen zu haben. Auch stellen sie es entschieden in Abrede, einen Paul R. zu kennen.

„Das ist sehr merkwürdig," meinte der Direktor kopfschüttelnd, und ich brauche kaum zu erwähnen, daß es mir sicherlich nicht weniger merkwürdig vorkommen wollte als ihm.

Aber der Schleier des Geheimnisses sollte nur zu bald und in einer für mich geradezu niederschmetternden Weise gelüftet werden.

Als ich eine Viertelstunde später — von einer Absendung des Steckbriefes war selbstverständlich nicht mehr die Rede gewesen — mit dem Kommissar in unser gemeinsames Bureauzimmer zurückkehrte, fand ich auf meinem Schreibtisch ein an mich adressiertes Telegramm folgenden Inhalts: „In der Eile verwechselte ich Beinkleid soeben abgesandt. Erbitte gelegentliche Rücksendung des meinigen. Etui mit Photographie erbitte sofort in eingeschriebenem Brief, da teuerstes Andenken. Gruß. Paul."

Ein paar Minuten lang starrte ich fassungslos auf das Blatt, dann ebensolange auf meine unteren Gliedmaßen, um endlich zum zweiten Male innerhalb einer einzigen Stunde wie vernichtet auf einen Stuhl zu sinken. Denn furchtbar war mir urplötzlich des dunklen Rätsels Lösung aufgegangen.

Paul und ich, wir waren gestern abend beide im schwarzen Gesellschaftsanzug gewesen, und der Zustand, in dem wir uns bei der späten Heimkehr befunden, machte es ziemlich erklärlich, daß wir unsere Kleider nicht eben allzu ordentlich abgelegt hatten. In der Hast des Aufbruchs, vielleicht noch in halber Schlaftrunkenheit hatte der unglückliche Paul dann mein Beinkleid für das seinige genommen, und der Umstand, daß wir von ziemlich gleichem Wuchs waren, hatte mich bis zu diesem Augenblick verhindert, die Verwechslung zu entdecken. Das kleine Etui aber, von dessen Existenz ich natürlich keine Ahnung hatte, mußte ich wohl in Möllmanns Schlafzimmer zugleich mit dem Taschentuche herausgezogen haben, als ich mir den Schweiß von der Stirn trocknen wollte, und das Etui, auf dessen Auffindung ich so unbändig stolz gewesen war — ich selbst hatte es an dem Tatorte verloren!

Lange noch klang mir das Gelächter im Ohre nach, in das der Polizeidirektor ausbrach, als ich ihm in tiefster Zerknirschung meinen Irrtum gebeichtet. Als er aber sah, daß mir wahrhaftig das Weinen nahe war, klopfte er mir freundlich auf die Schulter und sagte: „Nehmen Sie sich's nicht zu Herzen, junger Freund! Es ist keiner unter uns, der nicht gelegentlich die Wahrheit des alten Wortes an sich erfahren müßte, daß Irren menschlich ist. Insofern wenigstens ist die Tragikomödie der verwechselten Hosen noch glimpflich abgelaufen, daß Ihrem schuldlosen Freunde die steckbriefliche Verfolgung erspart bleiben konnte. Das häusliche Drama in der Familie H. haben Sie allerdings auf dem Gewissen, und wenn ich Ihnen einen Rat geben soll, kann es nur der sein, daß Sie sich unverzüglich auf den Weg machen und die braven Leute in eigener Person aufklären. Wenn Sie der Meinung sind, daß er's verdient, können Sie ja bei der Gelegenheit gleich ein gutes Wort für Ihren Freund einlegen!"

Es war der sauerste Weg meines Lebens, aber ich sah ein, daß der Direktor recht hatte, und daß ich ihn mir nicht schenken durfte. Geduldig ließ ich alle die Komplimente über mich ergehen, die mir der Privatier H. und seine nicht minder redegewaltige Gattin mit Bezug auf meinen kriminalistischen Scharfsinn überaus freigebig zu teil werden ließen. Meine demütige Ergebung entwaffnete denn auch zuletzt ihren Zorn, und es währte nicht zu lange, bis ich mit Herrn H. bei einer Zigarre und einer Flasche Mosel ganz friedlich und freundschaftlich in der guten Stube zusammensaß. Daß ich es bei dieser Gelegenheit an guten Worten für meinen armen Freund Paul nicht fehlen ließ, bedarf wohl kaum einer besonderen Versicherung, und die Eltern des reizenden kleinen Fräuleins, dessen heiße Verzweiflungstränen mein Erscheinen getrocknet hatte, zeigten sich gar nicht so hartherzig und unzugänglich, als ich nach Pauls tragischem Bericht hatte fürchten müssen.

„Wenn er sein Leben ganz und gar auf die windige Schriftstellerei gestellt hätte, würde ich ihm das Mädel natürlich niemals gegeben haben," erklärte Herr H., „aber da mir meine Gertrud inzwischen erzählt hat, daß er in das gutgehende Manufakturwarengeschäft seines Onkels eintreten wollte, läßt sich möglicherweise über die Sache reden. An die Raubmordgeschichte habe ich selbstverständlich nicht im Ernst geglaubt, dazu hatte mir der junge Mann im verflossenen Sommer doch einen zu anständigen Eindruck gemacht.

Nun wußte ich mit einem Male auch, was die geheimnisvoll düsteren Anspielungen meines Freundes hatten bedeuten sollen. Daß er sich um seiner Liebe willen entschlossen hatte, den Parnaß mit dem Manufakturwarenladen zu vertauschen, war ihm selber als eine so schwere Versündigung an Apolls geheiligter Majestät und als eine so tiefe Erniedrigung eines ehemaligen Referendars erschienen, daß er nicht anders als in dunklen Andeutungen davon zu sprechen gewagt hatte.

Nun konnte auch ich zum ersten Male an diesem schrecklichen Tage aus befreitem Herzen auflachen, und die Depesche, in der ich mit Zustimmung der Familie H. den glücklichen Paul nach M. zurückrief, hatte eine so fröhliche Fassung, daß er über ihre Bedeutung nicht wohl im Zweifel sein konnte. — —

Ein paar Monate später hatte ich das Vergnügen, ihm als Trauzeuge zu dienen. Die Erinnerung an die verwechselten Beinkleider aber hat mich während meiner weiteren Berufstätigkeit glücklich vor einem allzu weitgehenden Vertrauen in den eigenen Scharfsinn und damit vor manchem vielleicht verhängnisvollen Fehlgriff bewahrt.

Frauenleben in der Sahara.

(Nachdruck verboten.)

Eine fesselnde, farbige Schilderung eines Zuges durch die großen nordafrikanischen Wüsten gibt der englische Direktor des Erziehungswesens in Nord-Nigeria, Hanns Vischer, der für seine Forschungsreisen auch von der Londoner Royal Geographical Society eine Auszeichnung empfangen hat. Besonders interessant in dem Reisewerke des britischen Kolonialbeamten sind die Beispiele von dem großen Einflusse, den einzelne Frauenpersönlichkeiten bei den Stämmen der Wüstenbewohner ausüben.

An dem Karawanenzuge Vischers nahm auch eine alte Frau, namens Fatima, teil, deren Mut und Unerschrockenheit weitum berühmt waren; mit fast abergläubischer Scheu blickten die Männer auf diese Greisin, die sich wie eine böswillige, alte Hexe gebärden konnte. „Wenn sie ihren langen Stock hoch über den Häuptern ihrer Umgebung schwang, dann bot die alte Fatima einen Anblick von phantastischer Majestät; selbst klügere Männer als die Kameltreiber hätten vor dieser hohen, dürren Gestalt mit der wilden, leidenschaftlichen Rednergabe erbeben können."

Eine andere Frau, die durch ihren Einfluß auf die Umgebung dem englischen Forschungsreisenden das Leben rettete, war Hauwa, ein riesenhaftes Bagirmiweib, dem das Volk die Gabe der Wahrsagung zuschrieb. Sie verfiel in hysterische Krämpfe und machte dann ihre Prophezeiungen; freilich konnte Vischer erproben, daß bei guter Belohnung durch Tee und Zucker diese Zukunftverkündigungen immer freundlicher und rosiger wurden. Während der Reise entstand unter den Kameltreibern, dem Führer und den Tuaregs eine Verschwörung, deren Ziel es war, Vischer zu töten. Im Lager herrschte nervöse Unruhe, jedermann ahnte das Bevorstehende, ohne zu wissen, wie die Katastrophe abzuwenden wäre. „Da trat Hauwa, die gute, große Prophetin vor, und der Geist kam über sie. Selbst der verräterische Führer bebte vor Angst bei den wilden, grellen Schreien der besessenen Frau, die Freunde liefen herbei, um sie zu halten, aber einer ganzen Horde gelang es kaum, das riesige Weib zu überwältigen. Man hatte sie in ein Zelt geschleppt, aber ihre Stimme tönte fort; schließlich holte man mich herbei, der Teufel habe mich gerufen. Ich fand sie mit rollenden Augen, Schaum am Munde, am Boden liegend; sie heulte wie eine wütende Katze. Gegen zehn Männer und Frauen hielten sie an den Armen und Händen fest. Als sie mich sah, begann sie noch lauter zu brüllen, und dann rief sie mir zu: „Du bist ein Christ, du bist ein Mann Gottes, keiner wird dir Schaden zufügen können. Iß nichts von dem, was diese Tubbus dir geben und lege deine Waffen nicht aus der Hand. . ." Die Prophezeiung tat ihre Wirkung; als der Abend kam, waren alle Verrätergedanken erloschen, im Lager herrschte sorglose Heiterkeit, ein großes Festmahl wurde abgehalten, und ich vergaß natürlich auch nicht, Hauwa als Dankgeschenk ein großes Quantum Zucker und Tee zu schicken."

Die Freude des freien Wüstenlebens wurde dem Reisenden mehr als einmal bitter vergällt durch die Notwendigkeit, seine vielköpfige Begleitung in Zucht zu halten. Insbesondere die Frauen hielten keinen Frieden, die Negerinnen und Araberinnen haßten sich gegenseitig auf den Tod, und mehr als einmal mußte Vischer unter Lebensgefahr Vermittlungsversuche machen, um ein Blutvergießen zu verhindern. Als er zu seiner Fahrt, die ihn 1400 englische Meilen durch die Wüste führen sollte, aufbrach, ahnte er wenig von dem wilden Temperament seiner „schwarzen Damen". „Wenn sie einmal in Aufregung geraten waren, gab es nichts, was ihre Zungen hätte zur Ruhe bringen können. Und sie waren oft in Aufregung, Adiza und Hauwa, Amina, Fatima und Gombo. Fast täglich kam es zu Kämpfen, zu regelrechten Schlachten zwischen den schwarzen Schwestern. Kein Marsch war zu anstrengend, kein Weg zu mühevoll: sobald das Lager erreicht war, waren die Frauen kampfbereit. Die Männer übernahmen die Beschaffung von Stöcken; sie trugen Sorge, recht dicke zu wählen; „das kühlt ihr Blut", meinten sie philosophisch. Dann, in der Stille der Wüstennacht, hörte ich das Geschrei der Frauen, die immer wütender wurden, bis dann die Prügelei losging, und das Blut „abgekühlt" wurde. Am nächsten Morgen aber war aller Zorn verschwunden, und lachend erörterte man im schönsten Frieden alle Einzelheiten des Kampfes. Das gab dann den Gesprächsstoff für den ganzen Tag. Es ist charakteristisch für den Neger, daß er schließlich alles von der humoristischen Seite nimmt, und dadurch wird er trotz aller seiner Fehler zum angenehmen Reisegefährten. Ich habe alte Männer gesehen, die vor Lachen die Hälse ihrer Pferde umklammerten und sogar vom Kamel herunterfielen, alles wegen eines Witzes, den sie vielleicht schon zwanzigmal gehört hatten."

Als Vischer während der Reise die arabischen Kameltreiber durch Tubbus ablösen ließ, mußten die Frauen der Karawane zu Fuß gehen, denn die Tubbus glauben, daß es einem Kamel Unglück bringt, wenn es eine Frau trägt. Aber den schwarzen Damen machte das wenig aus; die Kamele waren todmüde nach der Tagesreise, die schwarzen Damen aber frisch und streitsüchtig wie immer, ja die größten Prügeleien fanden gewöhnlich nach den anstrengendsten Tagesmärschen statt.

Eine besondere Stellung nimmt die Frau bei den Tuaregs ein. Dort ist der Mann der Untergebene, und nach dem Gesetze muß er der Frau gehorchen. Das Mutterrecht beherrscht die Rechtsanschauung. Die Frau zeigt stolz ihr Gesicht, während der Mann verschleiert gehen muß. Den armen Tuaregs soll es dabei sehr schlecht gehen, denn die Frauen sind grausame Herrinnen und gönnen ihren männlichen Untertanen keinen Augenblick Ruhe oder Freiheit. Die Frau ist Eigentümerin alles Besitzes, und sie ist es auch, die Raubzüge beschließt oder verfügt, wann der Stamm weiter ziehen soll. Angenehme Verhältnisse, nicht? ....

C. K.

Denkspruch.

Was erst, nachdem Jahrtausende verflossen,
Die alternde Vernunft erfand,
Lag im Symbol des Schönen und des Großen,
Voraus geoffenbart dem kindischen Verstand.

Schiller.



Woher stammt das Wort Shampooing? Ein Engländer, der lange in Indien war, schreibt über dieses geheimnisvolle Wort, dem wir so oft in den Salons der Friseure begegnen, folgendes: Shampoon — später in England Shampooing — ist ein Wort aus dem Sanskrit, welches so viel wie Massage heißt, und dieses kommt wieder von Champuâ, Kneten, eine Klangnachahmung des stöhnenden Lautes, welcher durch das Teigkneten des Bäckers hervorgerufen wird. In diesem Sinne ist das Wort in Britisch-Indien bekannt. Denn überall, wo tropische Wärme herrscht, fühlt man von Zeit zu Zeit das Bedürfnis des Knetens und Massierens des Kopfes mit Hinzufügung von etwas kaltem Wasser. Von Britisch-Indien hat sich diese Behandlung auch nach Belgien und Frankreich verbreitet. Es ist sonderbar, daß die Bedeutung des Wortes Shampoon für Frankreich so lange verborgen geblieben ist, dagegen gaben englische Wörterbücher schon früher genügende Erklärungen hierüber.